

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .

Das PDF wurde erstellt am: 23.09.2025, 19:17 Uhr.

Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg

25. Jahrgang (1943)

Schönberg (Meckl.): Verlag Emil Hempel, 1943

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1901022021>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Ratzeburg

herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

25. Jahrg.

März 1943

Nr. 1

Alle Rechte vorbehalten



Verlag Emil Hempel, Schönberg (Meckl.)

Der Verein führt den Namen:

Heimatbund für das Fürstentum Räzburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Mecl.

Führer des Heimatbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Hauptpastor H. Rüdiger, Bürgermeister a. D. W. Molzow, Forstmeister P. Kaysing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Mecl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 24 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht.

Geldsendungen für den Heimatbund f. d. Fürstentum Räzburg auf Postcheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Zum 75. Geburtstage des Herausgebers, mit seinem Bild auf der Titelseite. Von Dr. Marung. — Aus dem Walde, Gedicht von Emanuel Geibel. — Uns oll Schaulmeister. Beiträge von Lehrer Rudolf Beckmann (Neumünster), Mittelschullehrer Egmont Kummerow (Rüdersdorf b. Berlin), Stud. Rat Hans Begner (Neustrelitz). — As wi noch Theater spätlen. Von Frau Berta Schwart (Schönberg). — Dorfbuch von Nordenhagen. Eine Buchbesprechung mit Beigaben. Von Fr. Buddin. — Uns oll Meiborgs Mudder. Von Elise Wigger (Bad Schwartau). — Die Holsten 500 Jahre im Räzburgischen. Von Kaufmann Hartwig Holst (Stettin). — Kleine Mitteilungen: P. Kaysing, Der planmäßige Aufbau der Holzversorgung im Lande Räzburg (Bespr. von L. Benick). — Max Stucke, Moritat und Bänkessang (Bespr. von Fr. Buddin). — Die Callies-Urkunde von 1613 (von J. Warnde). — Köggenlin, Roga (von Pastor J. Mügge, Neustrelitz). — Was bedeutet der Ortsname Meddewade? (von Otto Stein). — Zur Geschichte des Schönberger Bauhauses, einige Berichtigungen und Zusätze (vom Herausgeber). — Jubiläums spende für das Heimatmuseum (Bd.).

Als Anlage: Inhaltsübersicht von Jahrgang 22, 23, 24 (1940—42).

1943.9.11.34.

Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rügenburg

25. Jahrgang

März 1943

Nr. 1



Aufn. 26. 12. 1942. Dr. Marung

14. November 1942

Fritz Buddin

75 Jahre alt

Da sei dies Heft als kleines Zeichen des Dankes ihm gewidmet, dem Heimatforscher, dem Gründer und Verwalter unseres Museums, dem Musiker und dem Lehrer -- alles in allem aber dem heimatbewußtesten Menschen und der ausgeprägten Persönlichkeit.

Unser Wunsch zu seinem 70. Geburtstag, daß sein Lebensabend ihn in alter Kraft und Freudigkeit bei schaffender Arbeit finden möge, ist bisher in Erfüllung gegangen. Da wollen wir ihn wiederholen und darüber hinaus dem jetzt 75-jährigen wünschen, daß er als Schönstes den Sieg in dem Schicksalskampf unseres Volkes erleben möge!





Im Deutschen Wald.

Mit dem alten Förster heut
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein sangen Gottes Ehre.
Fast als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen ins Revier,
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siebst du über unsren Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.“

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns Not ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern;
Aber das ist unser Teil,
Dass wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherren diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke:

Schütz' euch Gott, ihr Reiser schwank!
Mögen unter euren Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen!

Und ihr Enkel, still erfreut
Mögt ihr dann mein Segnen ahnen.
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen.“

Wie verstummend im Gebet
Schwieg der Mann, der tief ergraute,
Klaren Auges, ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute.

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Emanuel Geibel.

Uns oll Schaulmeister

Ut sine Stromtid in Carlow (1887—1892)

„Dat helpt em nich, hei mütt heran
un wiesen, wat hei keren kann.“
Fritz Reuter.

Fritz Buddin sangt an tau schaulmeistern

„Wat, wist du al werre na Huus?“ fräug Meister Witting sinen Colloger Bierburzen. Un Willem sä: „Ach, Meister, uns' Preister, dei prädtig so schön!“ „Na, Jung, denn loop!“ — Ja, Preister Langmann kunn prädtigen as man ein. Of up dei Schaul verftünn hei sit. Dor würr seggt, hei leit sit bloot de schiersten Schaulgesseln vun't Sem'nor schiden. De olen Colloger näumten eer „Unnerliger“, un sei weiden doch ganz up sit fülm anwiest eer Kösster Adolf Güttnar († 29. 9. 1892) weit $81\frac{1}{2}$ Joor oold un seit al lang in'n Läänstool. Bloot de Pastur as Schaulinspakter keit af un tau mal over'n Tuun. Vun dit Slag Lüür harrn wi üm dei Tiet, as de nie Kirch bunt wüür, drei Stück: Fritz Buddin, Wilhelm Heuer (Herrnburg) un Friedr. Franz Knebusch (Rostock). Sei weirn all drei äben twindig Joor olt, hebbt över eer 180 Schaulinner düchdig wat liert, as hüüt noch verstellt ward. Fritz Buddin weir de öllst un jo'n Ort primus inter pares. Hei müß of Kösster spälen, dat heit: hei müß utsingen bit Gräffnis un in de Kirch sinen Kinnerchur stüürn. In de Kössterschaul harr hei in de „groot Schaul“ (so würt de ierste Klass' näumt) dat Seggen. „Fritz“ (so näumten em sien Kunfermanden, un de annern bädin dat na) throon up dat urose Katheder un hett uns von dor liert, dat uns de Kopp root. Af un an näum hei sien Knieper af, de em sien lütt Nääs ganz rood schüürt harr, wisch de Glääj af, sic sit de Fingern un sett de Nääs bätin in. Un denn leit hei dat Dings werre upsitten. Neuffige Lust weir in de Schauldöns: wi seiten bei dich vörn Aben, un dirk ole Burß harr sien Rücken, stünk immer äben vör sit hen, un de Butendörper eer Schauh un Stäwel, dei drogen fullin, räulen of jüüs nich na Rausen.

Väl Koppweidag mäuten uns Bibel un Käfissen. — Schillern sien Kloß, sien un Goethen sien Balladen un ein Barg Gedichen hebbt wi buten Kopp liert, hebbt of den „Tell“ upfäürt (Geßler: Willem Käöder — Tell: Emil Bäckmann un Berta: Anna Lembke). Of Plattdütsch hebbt wi gien läft un liert (Reuter un Groth). In Weltgeschich un Gegräfie schreiwen wi Extémvorale. Dorna würr sett. In de „Natur“ bröch Jochen Wiend uns Snaaken un Arrern ut'n Samloger Hooln mit. Hei harr eer as solten Hering in Poppier widelt, lä sei of mal unverwoorns dei Dierns upn Dösch, üm eer grügen un krieschen to maten.

Na dei Schaul bleiwen wel noch tau Schriewschaul. Wenn Fritz Käfsee drunken un sien Stäwel uttreedt harr, käum hei mit de lang Piep werre rin un weir mi ganz sien eigen Herr. Wi malen denn uns Schaularbeiten un de Nasitters eet Kuwen. Dorvör, dat hei mal ein Dog na uns hensmeit, freig hei vun unsen Badder einen boren Daler dat Quattal. — Sneidräwel bröch Festdaag mit; bei werre Baan schüffelt weir, käum man'n lütt Hümpele Görn tau Schaul. Fritz käum denn al 's morens un sett sit mit de Piep un Willem Raabe sinen „Hungerpastur“ urre so wat Gauds upi Pult, un wi dörsen uns de olen Smöfer ut' Schapp halen, seiten — Jungs un Dierns mank'nanner — Kopp an Kopp un befeiken Biller vun de wielen Beister ut de warm Länner. Na stunnstiedt leit Fritz uns lopen, un wi smieiten de Dierns in'n Sneli. — Hen tau Judila weir Schaulprüfung, dor käum ein Barg Bisäuf, as Nummer ein: Preistervadder. Vör Palmarum

ſäden dei Kunfermanden de Lierers Adſchüüs. Dei Dierens roorten, un Fritz
treig denn of wat Natts in de Ogen un müß ſit weddermal dei Brill
putzen. —

Slääg hebbt wi wenig urre gornich krägen — Respekt harrn wi liekers —,
bloots dei arm Düwels, dei ein' ſlech bihötern Kopp harrn, dei würr dat
achtern bätien upſchräben.

Mit Hartpundern ſünd wi den Böön rupftägen un hebbt uns Verlööf
haalt: Dor feeten de drei Junggeselln in ehr lütt Schaulmeisterband un
ſmöken, as wenn 'n lütt Mann baft — dor kunn kuum den rechten tüssennit
kennen — malen uns Bäuer vull rode Dint un weirn ganz kandidel dorbi.

Fritz harr ſo'n knaſche Dört, wenn hei in dei Döns käum. Dat harrn
wi em bald aſliert un maken em dat na — of up dei Kaufaurerdäl. Dei
Dör baller achter uns, dat dei Kalk dafſöll un Fiel un Rehlaam und
Siern torüchſoorn, ſowiet de Käden man reden. Swer Baddor lüüch uns
ut. „Wat fall dat?“ Un wi hebbt of nich wedder daan.

An einen warmen Meedag fläug dei ganze Schaul ut na'n Damm-
trau. (Up ein anner Stää heff ic̄ nieri dorvon vertellt.) Ol up den Kräu-
ger ſien Kägelbaan dräupen wi uns Lierers werre. Oberhaupt läuten ſ'
nix anbrenn bi Fafſlaven, Ringriden, Jumferſäurn un Katerſlagen urre
wenn ſünft de Fidel röögt würr un ſtunn mirrn mankt Volk: „Hier bin ich
Mensch, hier darf ich's ſein!“ Wo harr Fritz Buddin ſünft woll Nümjer
Land un Lüür bet up dei Graden kemi liern kunnit, as hei dat daan hett.
Wi hebbt völ vun em (un of vun ſien beiden Maclers) holen un wöölt em
nich vergäten!

Fritz Buddin äuwt ſit int Orgelpälen

All wat rech is: wi hebbt uns Schaulmeister ümmer acht un iert. Bloot
Fritz Buddin, den hebbt wi doch männigmal Wind vörmaakt. Un dat käum
jo: Dol Köſter Güttner weir up. Ol dei Kirch weir buſällig. Paster Pumplün
harr toleß bloot noch „mit Bittern und Zagen“ up de Kanzel ſtaan: dat
Daf kunn daalſcheiten, un wenn dei Häben iſtörr, weiden alle Daalpeiters
doot!

Paster Langmann, ſien Naſolger, weir nich ſon Bangbürg, he faat dat
Ding anners an. För einen olen Köſter födder hei ſit gieſt dreit jung
werre — frisch vun't Fatt — un freig ſei of. Ol mit de ool Kirch wüß
he Rat. Hei reis na Nigenſtreſel, maak'n deipen Hautfall vörn Groothartog
un kreig dorup ein nagelnie Kirch ſchenkt. As dei na ein poor Joorn —
ſtaatsch binn un buten — in Enn weir, haal hei in ein zweit Audienz —
Anno 1887 — de nie Orgel dortau. Dat weir nu wat för unſen Fritz
Buddin! Gortaugieren mugg hei dor up spälen. Man — allein freig hei
dat nich toreh. Wenn wi Jungs — Emil-Braurer un ic̄ — em nich dorbi
holpen harrn, weire woll nich völ na kamen, denn Hinnik Wärnk, dei ſün-
dagſ de Balgen perr, harr in de Wäſtken Tiet. Wi würrn uns bald einig:
Fritz späl vörn up zwei Manual un ein Pedal, wi Jungs achtern up zwei
Pedals allein, dei wi egalweg dümpeſeln müssen, wenn ſei höher rut wulln.
Weir lich tau, wenn Fritz äbenweg in dulce jubilo späl — un ſchön man
einmal. Vun dat hoog Gewöölv flüng dei Orgel torüch, lieſterwelt, as wenn
dor baven lüüt Engel ſingen un fläuten. De leiw ſünn leif dör de hogen
Spitzbagenfinstern. Wat leit dat uns Kirch denn ſchön! Wenn dei jung
Organift bi ſien Jugen un Präluden un Sonaten na un na ümmer nieri Re-
giſter tröcf, weir't ut mit dat ſanſde Säufeln, denn ſtunn Wind un Storm
in' Klenner. Denn freigen of wi Jungs dat hild un marrachen uns af, dat
man bloot all dei Fläuten un Piepen de Puuſch nich utgung. Denn hall un
ſchall dat üm uns rum, dor kunn' ſien eigen Wiuert nich verſtaan, de Trum-

pet blöös, toley gor noch de Posauin dormank, dat uns dat dör und dör schaut. Höger steig de Kunst nu nich, un — bauts — sveig dei Orgel still, lüng öwer noch lang na, dat uns dei Uuren füsen. Denn würrt ganz still, Fritz slaut dat Spälschapp af um tell uns jeren sief Benning in dei Hand. För uns weirt nich väl, för em öwer ein groot Kaptaal, denn hei freig man ganze sößig Daler Gehalt dat Voor. Wi sädien Dank, un denn tüsel sit dat Triumvirat vergnängt de Trepp hendaal. Harrn mal werre fien spält! Nu lunn de schöne Sünndag kamen! Dat öwer Fritz Buddin all sien Wärer so düchdig de Orgel spält hett, dor harrn wi Jungs doch of'n Deil schuld an, denn — ji weit woll — Nuwen maalt den Meister!

Fritz Buddin mag fein Stuten

Dat weir noch in dei „lüüt Schaul“, un wi weiden äben eist henkamen. Dor weirk eins Dags glieb bannig in'e Predulg (Kniep). Mien Mudder harr mi lüten Bräfel einen weiken Stuten mitgäben, dat mi bi dat Baufstafeirn de Maag nich so jöken full. Mirrn in dei Stunn fäul ik mal na den Stuten, haal em rut un biet em fuurts den Kopp af. As ik nu so mit bee Bäcken foog un kwaaj, friggt Fritz dat tau sein. Glied kümmt hei up mi daal. Dat Spill ward nich dögen, denk ik: nu sleit hei di an'n Hals! Snacken kann ik noch nich vun wägen den groten Happs. Ik slauft noch mal daal, hool em den Stuten hen un fraag: „Wist of mal afschieten?“ Dat mugg hei nu doch nich, hei drei sit snubbs üm un hett woll jo'n bätzen grient. Dor huchel nu allens üm mi rüm. Doch mi fölln Stein vun Harten, dat dat Wärer man so rasch vorow treckt weir. Ik steik den olen Stuten heisterkopp werre in dei Tasch. Un de Bäcken brennen mi, so harrt mi doch verfiert un scheniert. —

Ob Fritz Buddin woll giern Pannkauen itt?

Eimal harrt nich uppaft un full nasitten. Sowat harrt of noch nich bilävt. Dat weir an'n Friedag, denn gewiht bi uns tau Huus Pannkauen un so wat Gaudes: groten Klümp mit Rosinen, Klümp mit Plumm un utbradten Speck — de mugg mien Bädder giern — urre arm Ridders — leiten sit all vun Slääg äten.

Ik harr nu morens al mal upn Busch kloppt, un uns Mudder harr nicht: „Na, Jungs, hüüt Meddag giffst Pannkauen. Un nu loop man tau!“ Un nu seit ik in luter Waddick um Weidaag in de Schauldöns, full nasitten un dor mutterseelenallein torüchbliewen, wenn dor nüms mier wat tau säufen harr: kunn jo bi doothungern, wenn de Schaulnester einen nu vergeit un nich rutläut! Dat täum: dei Sün harr hüüt morrn al tau tiedig schient — nu rägen't in vulln Götzen, un ik seit nu armjüns un snuder un blarr. Hülp allens nix: Fritz Buddin, dei harr jo woll kein Hart in'n Lief un deer, as weire doof worrn. Meddags, as de Bädklock stött un wi utkamt, drängel ik mi mant dei eisten: bloot rut! un demn — slaut Wärer na! Dor breiwt mi ein ull niderdrächdig Breitwendräger an, un Fritz heitt mi al bi'n Käntahlen. Dor taas un dan ik um raup in dusend Engsten: „Ik mütt na Huus, mien Mudder hadt Pannkauen!“ — „Denn lauf noch mal!“ seggt Fritz un lacht. Wat heff ik noch bi dei Försterschüün dei Hacken naträfft. Weir doch'n gauden Kierl, de Fritz Buddin. Harr mi mien Weihdag glieb nasäult! Ob hei woll fullm giern Pannkauen eit?

Rudolf Beckmann.

Fritz Buddin als Präparandenlehrer

Im Herbst des Jahres 1895, so vor „Wicheeli“, machte ich mit einer kleinen Schar obotritischer Jünglinge zusammen in Mirow die Aufnahmeprüfung für das dortige Präparandenum. Ich kam als unverbildetes Gemüt von der einlassigen Landschule, andere hatten schon die rauhe Hand des Schicksals verspürt, die sie von den Pforten höher geschätzter Bildungsstätten verschneucht hatte. Wunden Herzens suchten sie hier nun ein Asyl. Mein Vordermann bei der Prüfung war ein Versager. Fritz Buddin prüfte in Erdkunde und fragte nach einer südlich von Australien liegenden Insel. Der Prüfling antwortete im Pidgin-Englisch seiner dörflichen Heimat: „Lößmäniäh!“ Schon diese Antwort wurde von dem zuhörenden Lehrerkollegium mit Unwillen aufgenommen. Im weiteren Verlauf der Prüfung häuften sich die Fälle, wo der Gefragte erklärte, er habe dergleichen Dinge bei Herrn Sch... nicht „gehabt“. Nun wurde das Kollegium von Erbitterung erfaßt und hieß den Bewerber abtreten. Er kehrte ins Dunkel zurück und endete im Rettungshaus Bethanien bei Neubrandenburg.

Ich schritt in der Erdkunde besser ab und hatte dadurch in Buddin einen Fürsprecher gewonnen, den ich bald nötig gebrauchen sollte, denn um ein Haar wäre mir der Prüfungsaussatz zum Verhängnis geworden. Der Gegenstand ließ es nicht ahnen, wieviel verborgenes Gift in ihm steckte. Es handelte sich nämlich um den „Nutzen der Kartoffel“, wahrlich ein Thema, das förmlich Biederkeit ausstrahlte, ein Thema, das auch die wildwuchernde Phantasie nicht in die Bahnen deftadenten Literatentums oder anspruchsloser Kunsterziehung verlocken konnte. Aber ein orts- und zeitgemäßes Thema! Es lag mir fern, in die erhabene Simplizität des Gegenstandes einen Missions hineinzutragen. Ich erläuterte also das Thema vom Standpunkt absoluter Nüchternheit aus und wies mit Nachdruck auf die Beliebtheit der Kartoffel bei „Arm und Reich, Alt und Jung“ usw. hin. Hier hatte ich es versehen! Der geneigte Leser wird — hoffentlich! — bemerkt haben, daß dies falsch geschrieben ist. In meiner Unschuld hatte ich diese Adjektiva für substantiviert gehalten und groß geschrieben. Die Mehrzahl der Examinateure fand dies unverzeihlich. Da trat Fritz Buddin in Aktion. Unterstüzt von dem gütigen Misseldirektor Sch. bewies er die Relativität Dudenscher Vorschriften und rettete mich.*)

*) Mein alter Schüler hätte sein Erlebnis noch weiter ausführen können. War ihm doch das Missgeschick widerfahren, auch das Wort „dasselbe“ falsch zu schreiben, nämlich mit „ſſ“. Das kam davon, daß er im letzten Jahr Privatunterricht bei seinem alten Ortspfarrer gehabt hatte, der sich um die „Neue Rechtschreibung“ selbstverständlich nicht kümmerte. Aber nein — es war noch Schlimmeres, was dem kleinen Mann aus Voigtsdorf b. Friedland um ein Haar den Hals gebrochen hätte, und das weiß er vielleicht selbst heute noch nicht. Darum will ich's erzählen. — Nach damaligem Brauch hatte Herr Konrektor R., der bei den Präparanden Deutsch gab und darin natürlich auch examinierte, den Jungs einen Aufsatz aus den „Stilübungen von Stolte“ langsam vorgelesen und ihnen dann bedeutet, sie sollten das schriftlich wiedergeben. Ob Egmont Kummerow dieser Vorlesung sein Ohr lieb, weiß ich nicht, jedenfalls hatte er seine kleine Arbeit völlig unbeeinflußt, also selbständig, gemacht. Es mag sein, daß der Herr Konrektor im Unterbewußtsein eine nicht ungefährliche Respektwidrigkeit, zu deutsch „Bockigkeit“ witterte, jedenfalls zensierte er das Schriftstück im Blick auf die „groben“ orthographischen Fehler mit einer IV. Während des Examiniierens gingen die Aufsätze von Hand zu Hand unter uns Lehrern. Zufällig las ich dabei genauer, was Kummerow geschrieben hatte. Ich zeigte mit dem Finger auf die IV und flüsterte meinem Nachbar zu: „Darunter hätte ich eine glatte I geschrieben.“ Es folgte eine Aussprache, die mir recht gab. Man sieht, wie

Am Präparanduum unterrichtete Buddin in Erdkunde, Naturlehre und zum Glück auch in Geschichte. So ein Präparand der damaligen Zeit war wohl das unglückseligste Wesen in der Schülerwelt, ein Zwickerding, ein Wanderer zwischen zwei Welten, nämlich der niederen und höheren Schule. Erzogen wurde er vor allem zur Dämmert. Bei Buddin merkten wir nichts davon. Er unterrichtete, besonders in Geschichte, mit Schwung („Schreckliche Bilder sind es, die ich euch heute entrollen werde“) und mit einer Begeisterung, von der wohl ein Funke zu uns überspringen müsste. Er vertrieb es, das langsam aufsteimende Gefühl der Männlichkeit in uns zu unterdrücken, und so gefiel uns in einem Geschichtszeittempore am meisten die Aufgabe, möglichst viele Geliebte des Zeus zu nennen. Boller Wehmut gedachten wir des Geschichtsunterrichts bei Buddin, als dieser nach seinem Weggang von Mirow provisorisch einen Nachfolger erhielt, dem dieses Fach ganz und gar nicht „lag“. Obwohl zweifellos ein Lutheraner strengster mecklenburg-strelizischer Observanz, war er doch unglücklicherweise an ein in rein katholischem Geiste abgesetztes Geschichtswerk geraten, aus dem er vorzulesen pflegte. Und so gehörte es denn, daß uns der Gang Heinrichs IV. nach Kanossa als eine verdiente Demütigung und als Strafe für seine Auflehnung gegen den Willen des Papstes dargestellt wurde. In seinem Humor besaß B. ein Gewürz, womit er den unschmackhaften Teil des Lehrstoffes verbesserte und seinem Wesen einen durchziehenden guten Geschmack gab. Ich lernte darum die Landschaften des antiken Italien, Griechenland und Kleinasien so fest, daß ich sie heute noch aussagen kann. Einen begriffsstuzigen Schüler, der mit der Tangente nicht umzugehen wußte, erinnerte er an Bismarcks Kopf mit dem kahlen Schädel und den drei Haaren und empfahl ihm als Lektüre den Kladderadatsch, der seinen Geist beschränken müsse, denn er habe es nötig. —

Nur ein Jahr wähnte der Unterricht bei Buddin, der dann nach Schönberg ging. Hier wirkten wir später noch einmal ein Jahr im selben Kollegium, und ich verdanke dieser Zeit die ersten Anregungen zur Heimatforschung. Ich habe darin nichts Selbständiges geleistet, aber als Kenner des noch heute täglich von mir gesprochenen klassischen Plattdeutsch(en) Wossidlo schon als Präparand und dann besonders in den letzten Jahren vor seinem Tode Material geliefert. Egmont Kummerow.

vorsichtig wir Erzieher bei der Beurteilung von Fähigkeiten unserer Zöglinge sein müssen. Eine „Vier“ im Deutschen hätte auch damals schon genügt, den angehenden Jungling als unbrauchbar nach Voigtsdorf zurückzuschicken, von wo aus er dann auch wohl nach Bethanien gewandert wäre.

Egmont Kummerow ging nach mehrjähriger Tätigkeit im mehl. Schuldienst über die Grenze nach Krumbach bei Lübeck, bestand 1907 von hier aus die Mittelschullehrerprüfung in Kiel und wurde darauf 1908 an der Mittelschule in Brandenburg a. d. H. angestellt. Nach dem ersten Weltkriege erhielt er ein Jahr Urlaub zum Universitätsstudium in Berlin, wo er Fühlung mit der Preuß. Geol. Landesanstalt (heute: Reichsamt für Bodenforschung) nahm und so allmählich in die wissenschaftliche Arbeit hineinwuchs. Er hat Französisch, Englisch, Schwedisch und Holländisch, dazu die Elemente des Lateinischen lernen müssen, um diese Arbeit leisten zu können. Mit staatl. Unterstützung ist er auch längere Zeit im Ausland (Schweden und Estland) tätig gewesen. Seine Schriften behandeln immer wieder einige wenige Punkte: Trilobiten (Urkreise) und Osiracoden (Muschelkreise) — Herkunft der Geschichte — Bewegungsrichtung des Inlandseises. —

Nach seiner Pensionierung, die ihm 1937 auf seinen Antrag zwecks Entlastung für wissenschaftliche Arbeiten bewilligt wurde, ist er in den letzten drei Jahren bei halber Stundenzahl noch wieder im Schuldienst beschäftigt.

As ik noch bi Fritz Buddin in'e Schaul güng

As ik verläden Sommer mal wedder 'n poor Dag in mien oll Heimat
was un von „Spehrs Hotel“ ut den iersten Utslug in dei Stadt maken ded
— wer keem mi dor as ierste in dei Mööt? Natürlich Fritz Buddin. Hei hürt
tau dat Stadtbild. Ut dei Fiern leef hei mi bannig schulisch an, as wenn hei
dacht: Wat's dat för'n Kierl? Dei hürt hier doch nich her! Denn äwer kennt
hei mi un reep: „Namu?“ Gu'n Dag hett hei nich seggt, blot: Namu. Un
denn herowen wi mal ierst 'n lütten Strämel klähnt, un as dat denn so is:
as wi mit dei Famili un den Krieg un dei hoge Politik flor wiern, segelten
wi up de ollen Tiden los un feemen denn of up de Tied, as it noch bi em
in de Fibel studierte. Dor künnt hei je nu nich mehr veel von weiten. Äwer
it vertelst em 'n poor Stückchen, dei nu binah gar nich mehr wohr sind,
wil dat sei all in'n 19. Jahrhundert passiert sind. Un nu hett hei mi dat
anschünt, if jüll 'n poor von disse Läuschen tau Poppier bringen un den
Heimatbund vertellen. Je, denn man tau!

Dei Jung hett Respekt vör dat Hus

As ik dat ierste Mal mit Fritz Buddin Bekannschaft makte, was it
so'n lütten Setter von 'n Jöhrener sie. Hei wahnte dumtaumalen bi Bar-
bier Claesen in'n Hus. As ik dor mal eins mit uns' Mäten vörbigahn ded,
säd sei tau mi: „Kieb mal, dor steiht Herr Buddin an'n Finster. Vör den
mötst du nu ümmer schön dei Müz afnehmen.“ — „Worüm denn, Stine?“
woll it weiten. „Je, jüll mal. Wenn nu wedder Ötern ward, denn künnt
du of nah Schaul, un denn ward Herr Buddin dien Lehrer. Un wenn du
denn nich dei Müz vör em afnimmt, kriegst du nahesten in dei Schaul weck
mit 'n Schacht.“ Ra, dat lücht' mi je nu in. Denn as so'n Gör sil dat vör-
stellt: dei Hauptbeschäftigung von'n Schausmeister is doch dat Schachten.
Un wenn it em nu up dei Strat drapen ded, künnt it gor nich fix naug
mien Denkel von'n Kopp kriegen. Un wenn ik an sienem Hus' vörbigahn
ded, nehm ik ümmer mien Müz af. Mänig mal stünn hei jo an't Finster.
Äwer wenn hei dor of nich stünn: dat wier mi ganz egal. If dacht an den
Schacht un nehm doch leiwer mien Müz af.

Wat har woll Kasper-Öhm an mi vör 'ne Freud hatt, wenn hei dat
beläwt hat. Dei Jung hedd doch noch Respekt vör dat Hus!

If brei w di an

If weit nich, wat dat Anbreiwen hüt noch Mod is. Äwer tau mien
Tied was dat noch hellischen begäng. Un wenn einer sik nich mehr anners
helpen künnt, denn spält he den letzten Trumpr ut: „If brei w di an.“

If heww of mal einen anbreiwt. Äwer blot einmal. Bi horn uns vör
dei Stunn 'n bätten pustt un gnußt, un dorbi har mi einer — will'n em
mal Karl Möller näumen — in't Dog drapen. As Fritz Buddin rinkeem,
höll is je nu mien Denkel finger hoch un stamerte un smückerte dorbi: „Karl
Möller hat mir eben ins Auge geschlagen.“ Vör dat Smücken har nu Fritz
Buddin nich verstahtn, wat it wull, un fohrt mi an: „Was willst du?“ Ra,
nu was't Gi ganz entwei. Dat zweite Mal jegg if't noch lieser. „Das kann
ich nicht verstehen. Geh mal nach'm Teich rüber und sag' mir das mal von
da, was du willst.“ Ach du leiwe Tied! Dat har mi je bannig begriesmult!
As ik buten was, keemen grad 'n poor Lüd vörbi. Un all keeken s' mi an,
un einer bleew fogor stahn. Un is Unglücksworm stünn dor nu up dei anner
Sied von'e Strat un böltte, so lud as't jichtens güng: „Karl Möller hat
mir eben ins Auge geschlagen!“ Oh, wat heww is mi scheniert! Wat heww
ik mi blot scheniert!

Fritz Buddin har dei lütt Lustflapp open maakt un höll sien Uhr ut'n
Finster rut. As it's einmal raupen harr, leggt hei de Hand an't Uhr un

trecht mit de Schuller. „Iß müfft also noch mal raupen: „Karl Möller hat mir eben ins Auge geschlagen!““ Dunn wint hei. Wat bün ic lopen, dat ic blot von de Strat daskamen ded!

As ic wedder in de Kläss' kamen ded, sär hei mi nids un Kör'l Möllern of nids. Awer ic heuw' t' mi markt un heuw' seindag feinen werrer anbreiwt.

Wat bi'k Brüden rute kümmt

Dei meisten von dei Jungs, dei mit mi tausamen dat ABC liehrt hebbt, sünd mi ut'n Kopp kamen.^{*)} Up einen kann ic mi noch besinnen, dei heit' Franz Frank. Franz pohlte noch'n bätzen, as hei nah Schau'l kamen ded, un dat was für uns ammern Slüngels je nu 'n Grund, da wi em ümmer 'n bätzen brüden deden.

Einmal — dat was in de forte Pauf', un wi bleetwen in de Kläss' — müfft nu Franz mal ut de Büg. Hei langte sic den Slätel von'n Nagel un geiht rute. Dunn kümmt einer up den Gedanken: Will'n mal Franzen de Dör tauhollen! 'n poor Mann faten denn mi an de Klinf, un'n ganzen Hümpel Taufiekers stahd dorbi rüm un willen dat je nu beläben, wat Franz woll fuchtig ward. Dat klingelt — nu möt hei gliest kamen. Dor sat denn of all einer an de Dör. „So, nu holst wiß!“ Awer Dunnerlüchting, wat har uns Franz vör Kraasch! „Fat noch mal 'n poor mit an!“ Dei Taufiekers griepen also de Faisthollers unnern Arm un leggen sic düchtig mit in de Sälen, un so sünd je nu woll so'n Stükter twölv oder noch mehr an de Arbeit un hollen einen de Dör tau.

Up einmal hüren wi von buten so'ne grawe Stimm: „Ihr infamten Bengels, wollt ihr wohl die Tür loslassen!“ Ach du leitve Tied! Dat is je gornich Franz, dei dor so dull an de Dör ritt, dat is jo Fritz Buddin! Uns jact de Arm von de Klinf un dat Hart in de Büg. Dat giwwt äwer'n natt Johr! Na, Fritz was je nich slicht in Fohrt, as hei so richtig kraasch rinnekamen ded, un malte 'n Gesicht, as wenn hei uns alltauhop upfreten wull. 'n poor ganz Kläuse wullen noch utritschen. Awer dormit keemen sei nich mehr trecht. „Halt! Stehen bleiben!“ reep Fritz Buddin oder — as ic nu woll seggen möt: Herr Buddin, denn nu ward de Sak feierlich. Hei säd nids, un dat was of nich nörig. Hei halt sic den Gälen rut un swuppt dor ierst mal so'n zwei-, dreimal mit in'ne Lust, dat uns dat leitlich in dei Uhren singen ded. Un nu kunn je dei Eklatshon losgahn. Dor brachte of nich völ bi räd tau warn, jedwem wüft genau, wat hei nah dat Egerzierreglement tau dauhn har.

Vör dei Tafel stünn so'n lütten Tritt, zwei Stufen hoch un so lang, as dei Tafel was, dat of de lüttste Dreiees'hoch dor ankamen kümmt, wenn hei mal $1 + 1 = 2$ anschriewen süll. Disse Tritt was nu Fritz Buddin sien Maschien tau'n Bügen-stramm-trecken. Iß weit nich, wat hei dat erfunn' hett; äwer ic glöw' t binah, ic heuw' t sünft nahrens beläwt. Dei Delinquent müfft de Bein mang de beiden Bräder dörchstäken un sic up de ierste Stuf setten — dat was Tempo eins — un denn de zweite Stuf anfaten un sic mit den Busk doräwer leggen — dat was Tempo zwei. Un nu let em dat denn lüsterwest as'n Aant, dei dükert: de Stüz stünn piel un idel stramm in'n

^{*)} Die Elementarklasse hatte Ostern 1899—1900 im ganzen 39 Schüler. Davon wurden nach der Realschule verfest (in alphabeticcher Reihen): Hans Bremel, Hans Creuzfeldt, Heinrich Fid, Hans Kleinfeldt, Wilhelm Koch, Konrad Maad, Ernst Maak, Ernst Moll, Heinrich Pieper, Friedrich Richter, Gustav Schrep, Hans Siebenmark, Paul Staak, Albert Toll, Hans Wegener, Reinhold Weyel, Otto Wendland, Georg Wosin. In der Bürgerschule blieben: Heinrich Abrendt, Heinrich Brodmüller, Walter Butth, Wilhelm Clafen, Joachim Dettmann, Ernst Fid, Franz Frank, Paul Freitag, Emil Groth, Emil Hagen, Heinrich Harms, Wilhelm Jabs, Ernst Krohn, Wilhelm Maak, Ernst Meyer, Wilhelm Nevermann, Adolf Schulz, Paul Vöß, Heinrich Wottendorf.

Unn. Ümmer twei tau Tied hadde Plaz up dit schöne Soja un freegen ehr
Dinsen ut de Armkass' utbetaht. Un dor was Fritz Buddin nich knieserig
mit. Bi Penzlin, bi den wi Räken harn, gewt as Normalmat twei in'ne
Jact. So genau tellt Buddin dat nn nich af, har hei je of nich nörig, wil
dat för dat Räken jo Penzlin taustännig was. Bi em güng't nah't Gefähl.
Un wil dat hei 'n groten Mußkanten is, keem't em woll up 'ne Hand vull
Roten nich an.

Ra, is bruk dat je nu nich wieder uttaumalen. Wenn ein Poor ut den
Tritt ruteßlasperre un sik den Achterstaven schürte, güng't glick försjötsch
wierer — 1, 2, 3, das nächste Paar herbei —, bet wi all uns' Deputat weg
harn.

If weit' nich miehr genau, äwer is glöw, wi hebbt nahsten in de grote
Paus' up'n Hof Franzén verklöpt. hei har jo Schuld, dat wi Schacht krä-
gen harn. Wat brutte hei in dei lütte Paus' nah'n Preveh tau gahn!

If heww'n Appel

Einmal müßt is up'n Schaulweg noch 'n Poor Schauh bi Meijster
Blohm vörlangen. „Täuw mal 'n Dogenblick,“ säd Fru Blohm, dei dat üm-
mer gaut mit uns Görn meinte, „if heuw noch 'n schönen Appel för di.“
Un dunn gew sei mi so'n richtigen Borenappel, so grot, dat il em man mit
Mäuh un Rot in mien Tasch rimnepremst freeg. Ju'ne Stunn dacht' il
ümmertau an den schönen, groten Hasenlopp in mien Tasch un hadd dor
je gor tau giern mal rinbäten. Dat wagt' is je nu äwer nich. Blot 'n lütten
Börsmad wullt mi doh günnen. If puß mi also ümmer so'n lütt Stück
mit'n Fingernagel rut un schun dat achter de Kusen. Dit Priemen müßt
je nu Fritz Buddin mal marlen, un hei frög mi: „Was hast du denn da?“
— „'n Apfel.“ — „Beig mir den doh mal!“ Dat säd hei so fründlich, dat il
mi in mien unschüllige Seel nids Leegs vermauden was. If wrägelt denn
je nu dat Diert ut de Tasch rut un hollt' em hen. Dunn halt hei sik sien
Taschenmez rute un snitt den Appel in lüder lütte Stücke. Un jedverein
in'ne Klass' freeg 'n Happen von mien schönen Appel — blot ich kann
in'n Mand kieken, un dat heuw is denn of woll mit'n dämlich Gesicht besorgt.

*

Mit dat nige Johrhunnert keem is ut dei rode Börgerschaul in dei
witte Realschaul. Äwer 'n poor Jahr later wür Buddin wedder mien Lehrer:
if lehrte bi em dat Wigelinspälen. Alstaupied heuw is't in dei Kunst nich
bröcht, äwer doch so wied, dat il an gande Mußik Freud kriegen ded un
noch heuw.

Un wo schön ol'n bätten Wigelinspälen is, dat heuw is so richtig markt,
as il in'n Weltkrieg johrelang in Russland sitten müßt. Dor hadde wi 'n
Orchester. Un dat wieren dei schönsten Stunn, wenn wi dor äuwen deden.
Dat hett uns Mußkanten un of uns' Kameraden, dei wi denn mal wat vör-
spälen deden, äwer männig böse Stunn weghulpen.

Nu is mien oll Wigelin so tämlich pangschoniert. Blot üm dei Weih-
nachtsied hal is f' mal wedder ut'n Kästen. Dein sitt mien Fru oder mien
ölli' Dochter sül an't Klavier, dei Lütt piept up ehr Blockflaut, un wi spälen
dei ollen, schönen Weihnachtsleeder. Un wenn dat ol' nich so schön is, as wenn
Fritz Buddin sei liesing up dei Orgel spält: vör uns is't 'ne schöne Mußik
un hört tau Weihnachten dörtau. Un wenn Fritz Buddin nich wäst wier,
künnen wi hier in Nigenstreliz nich so schön Weihnachten fiern.

Hans Wegner.

Ut de Glanztied!

As wi noch Theater spälen

Wenn de Mensch eirst in de besinnlichen Jöhren so nah de säöbentigen rankümmt, wenn de Kopf gries ward un de Kerach allmälich nahsött, denn kamt de Stumm, wo ein de Hänn, dei'n sünft nich still holln kunn, ruhig 'n Tiedlang in'n Schoot liegt, wo de Gedanken hengaht nah de Lieden, as wi noch jung un fräenjch weieren, un wat wi dunn so bidräben hebbt. Un wenn ic mi häuer, dat uns Lihret Buddin 75 Jöhr ohd worrn is, denn mütt ic trüg denken an de schönen Lieden, as wi noch ünner sien Fuchtel Theater spälen. Spält weier hier vorher oof all val un allerhand Stücken in' de verschiedenen Vereine. Äöwer as Buddin 1900 bi de "Teutonia" den Talschock un dormit dat Zeyter in de Hand freig, dum wéih de Wind anners üm. Ick weit noch, as hei eines gauden Dags 1901 mit 'n Bant nah mi heinfäum un to mi sär: "Fräulein Maaf, dit läsens sic mal dörch, dat is plattdütsch, dat mütt sic spälen latein, de Reihnschen spält dat of." Dat weir de "Winterabend" von Wossidlo. Dorbi vertell hei mi von den Heimatforscher, an den hei all persönlischen Ansluz harr, un von sien Arbeit, dat ic glick ganz dorfsör innahmen weier. So harr hei all einen Späler, un bald harr hei sien "Ensemble" tauhoop. Nu güng dat äöwer ran an de Baß. Eirstmal wolln de Reihnschen, dei dat Stück in ehren Heimatsurt mit gauden Erfolg spält harrn, dat mi in Bostenhagen upföhren. Dor tow uns Direkter mit uns hen. Autos geitw dat dunn noch nich bi uns, un jo jackel hei denn up Bock sien groot Brigg mit uns los. De Jöhrt stöer uns Künstlerhand bannig dörch, äöwer Spätz mäuf dat doch. Vi harrn nu all seihn, wat doran gaut weier un wat nah uns Dorfsöholm bääter maft warn kunn, un so jung dat an de Arbeit. Uns wüer nids schenkt. Uns Buddin läut nich ihrer nah, bet alls so güng, as hei wull un as dat Schick harr. So wüer dat of 'n schönes Spill, un Wossidlo, dei sehr lebhaft sien kunn, hüpp, as hei tau de zweite Upföhruung hier weier, bi Böye in'n Saal rüm, dat wi dachen, hei sprung för Freunden äöwer de Theel. Brätenbüll weied in'n Saal, dat zweite Mal noch mihr as tauerist, so rasch harr sich uns "Ruhm" tünnsnadt. Buddin freig nu frischen Maut tau dat Plattdütsch-spälen. Un as 1904 Beyer dat Stück "Ut dei Preuzentied" schräben harr, dat tauerist von den Oberregisseur Wolff in Schwerin studiert weier, dunn hal hei werner sien Hauptspälers taußam, un hen güng't nah Schwerin, dat wi uns dor dat Spill anseihn sülln. An 40 Personen hürten dortau. Dat Fineuben weier nich so ganz einfach, denn krieg mal einer 40 Menschen ünner einen Hant un gor hier in Schünbarg. Äöwer Buddin wüß dormit ümtauspringen. Zerer freig sien Rull in de Hand drückt, dei sic nah den Spälleiter sien Meinung för em eigen ded, un keiner sär wat dagegen, wenn hei of mennigmal giern wat anners spält harr. Wech kunn de Rulln nich grot naug un wek nich lütt naug warden, aever dat weier an'n En'n ümmer richtig so, as dat indeilt weier. Un dat wüer werner ein Riesen-erfolg. Dreimal muß dat Stück upföhrt warden. Beyer weier sülwst hier, un as dat noch mal in Schwerin spält ward'n null, un dei Dorstellein von ein Haupttrull plößlich verhinnert weier tau spälen, käum up Anschünn von Beyer Oberregisseur Wolff extra hierher un hal sic nien Schwestern Anna, dei hier de Rull spält harr, wiel dat Stück hier am besten upföhrt weier. Mihr kann einer doch nich verlangen. För mi hedd de Erinnerung an disse Upföhruung noch sien bissonnere Bedürung, denn ic liehr hierbi nien Mann kennen, dei den Schultenwarrer späl, un heff up dei Ort denn of noch einen afträgen.

Spält is denn náher noch allerhand, äöwer dat interessier Buddin nich so dull, hei much am leiwsten wat Besonnere hebbten, so as in'n August 1912,

wo sien Gesangverein mit den Turnverein siet taujamgei, um in'n Schützengorn „Wallensteins Lager“ uptauführen. „Freilichtaufführung zum Besten der National-Flugsponde“, so stün in de Zeitung, un uns Buddin harr natürlisch dat Kommando. So gegen 100 Personen tummelten siet um em rüm, jogor Pierd un Wagen weieren dorbi, un dat seiig richtig ut as 'n Bild ut'n 30jährigen Krieg, vor allen abends, as dat Stück bi Lampenlicht taum zweiten Mal spält warden müß. Plattdeutsch weier dat je nu nich, doch de oħl Schiller harr de Hauptspälers (Adolf Wiese mäuf den Kapuziner) so begeisterert, da sei ganz in ehr Rullen upgungen. — Dunn läum de Krieg. Het bröch uns in Elend un Not, äöwer hei mal of dat Heimatgesäul lebennig un nich taum wenigsten plattdeutsch Snack un Oħri. Plattdeutsch Dichters as Frix Stavenhagen, dei all vörn Krieg Theaterstücke schräben har, läumen up de Bühn, Hermann Bozendorf, Rudel Kinau un völ, völ anner würden spält, plattdeutsche Vereine schöten int Saat as de Salat int Fröhjahr, un of de Nationalsozialismus, dei för allens, wat uns Volk ut'n Haarthen kümmt, 'n sien Gesäul hett, sleug, oħn dat wi dat wieħd würden, sien eirsten Wöddeln. De Heimatbund, wo Frix Buddin sien Daun in harr, stunn up de Luur. Mit ein Mal heit dat (1926): Richard Wossidlo is werre dor, hei hett sien „Buernhochtid“ schräben. Ma if segg: dat weir wat up unsen Buddin sien Mäöhl. Hei hal sic sien ohlne Spälers tausam un näum jungen dortau. Ic harr nu all zwei grot Jungs dorbi, ebenjo as uns oħl Mittspälerin Fru Heuer, dei ditzmal de Brutmudder spälen müß. Wat soll ic seggen? Wossidlo, dei tau de drütte Aufführung räöwer kamen wir, sprüng, as't ut weir, up de Bühn un geiñ den Köstenbierer (Alfred Ahrendt) 'n Leuż! „Mitten mank de Smint“ vertell de oħl Alfred naher un wull sic ümmer dahl lachn, hä, hä! Wat weirn wi vergnäugt. Wossidlo führt mit mi de Polenäś up, as de Ball angüng, un danz mit mi Walzer dreimal rüm. Ic harr gornich dacht, dat hei mit sien 70 Jahr noch jowat trecht kreeg!

Nah de „Buernhochtid“ harr de Heimatbund eisjtal 'n ganze Reig von Späldalen ut de Nahverschaff tau Gæst. Buddin wull de Schönbarger mit de besten von de välen niegen plattdeutschen Stücken bekannt maken, hei wull äöwer of woll, dat sien Spälers Unnerjcheid kennem lierten. As sei em sieden, jowat freigen sei of farig, harr hei nix dorgegen un slög ehr de „Aufstöß“ von Elisabeth Schröder vor. Dat is dat letzte Stück, wat ic mitspält hev, an'n 28. un 29. Okt. 1933. Bon dat grote Personal, wat dortau nödig weir, bleim 'n lütten Druw von de Besten tausam un näumenten sic „Spielchar des Heimatbundes“. Sei hebbt allerlei updrieh, allein 5 Stücken von Elisabeth Schröder, un denn noch den „Etappenhajen“ von Bunje un jogor „Mudder Mews“ von Stavenhagen. Dat letzte weir 25. 3. 1939 „Fassel-abend“ von Elisabeth Schröder. Dunn läum de zweite Weltkrieg. Uns Mannslüd müħten an de Front, un wi Frugenslüd harrn nu of wat anner sien dohn as Theater spälen.

Berta Schwart geb. Maass.

So — nun Schluss mit der nachträglichen Geburtstagsfeier. Mehr Raum gebe ich dafür von meinen „Mitteilungen“ nicht her! Ich danke dem Heimatbund für die Ehreng auf der Titelseite, ich danke meinen drei alten Schülern für die Aufzeichnung spaķiger Läuschen aus der Jugendzeit, und ich danke endlich meiner alten Theaterfreundin, die von unserer gemeinsamen Arbeit auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, erzählt — — Doch jetzt entfernt euch, schwankende Gestalten. Es wird höchste Zeit, daß ich wieder zur Arbeit komme. — — — — —

Dorfbuch von Klockenhagen

(Eine Buchbesprechung mit Beigaben)

Von Fr. Buddin

Die große Verwandtschaft des Wortes „Hagen“, ganz abgesehen von seiner erst spät erfolgten Abzweigung in die Familiennamen, führt ihren Ursprung auf ahd HAGAN, Dornbusch, zurück. Man kam schon früh dahinter, daß die wehrhaften Dorngestrüpte sich dazu eigneten, ein dem Urwald abgerungenes Stück Acker einzufriedigen, zu hängen. Bald bildete sich der übertragene Begriff „hegen“ für eine Sache, die geschützt, aufbewahrt, gepflegt werden sollte, bis hin zu dem abgeschwächten einen Verdacht hegen“. Dazu kamen die Nebenformen: Gehege (beim Wild), Hag (Gebüsch), Hede (Hedewirtschaft), Hain (Hainbuche), Hagedorn, Hagebutte, Hedenrote, ja sogar wahrscheinlich auch Hexe (der böse Geist im Waldversteck). Von der Kolonisation her entsteht der Ortsname auf -hagen dort, wo ein Dorf „aus wilder Wurzel“ erwächst, d. h. aus dem Urwald als Waldhufendorf herausgeschnitten wird. Wir haben im Rosteburgischen nur ein einziges Beispiel eines solchen Waldhufendorfes, nämlich Lübseerhagen (vgl. „Quellen der Heimat“, Heft 4, Heft 5, S. 11); denn unser Falkenhagen gehört nicht hierher, obwohl der Name auf -hagen endet. Dagegen sind die Hagen in der Rostock-Ribnitzer Heide so häufig, daß man mit seinen zehn Fingern nicht auskommt, um sie zu zählen. Sieben davon habe ich mit Völkshagen zusammen genannt, als ich im vorigen Jahre von Helmuth Schröder erzählte, und Klockenhagen war nicht mal darunter. Es liegt an der Chaussee von Ribnitz nach Müritz a. d. Ostsee, also unweit der pommerschen Grenze.

Doch wie kommt das Dorf zu dem Bestimmungsnamen „Klocken“? Der Verfasser des zu besprechenden Buches — Moment mal, wir müssen ja erst den vollen Titel uns ansehen. Er lautet:

Dorfbuch von Klockenhagen, von Karl Krambeer, Rektor a. D. in Ribnitz, 100 Seiten, Karten und Abbildungen. Verlag Adlers Erben, Rostock. Preis 4 M.

So — also ich wollte sagen: Verfasser läßt die Frage offen und zwar mit Recht. Wenn wir zu unserem Klocksdorf b. Carlow, das er neben seinem Klockenhagen auch anführt, noch das Rittergut Gloxin b. Friedland hinzunehmen, da es noch im 16. Jahrhundert Kloxin heißt, dann hätten wir unser liebes Mecklenburg an drei ganz weit voneinander liegenden Punkten abgeprickt und könnten allenfalls nach dem Staatskalender noch Klockow b. Waren, Klockow b. Ivenack, Klockow b. Friedland im fr. Amt Stargard und Klocksin b. Lübz namhaft machen, doch wir finden nirgends eine Erklärung. Kühnel deutet nach seiner Art: „Ort des Klokata“, jetzt aber ein Fragezeichen dahinter. Klokotu heißt Sprudel, schreibt er. Krambeer bemerkt noch, daß in alten Akten und Kirchenbüchern zuweilen Klockenhagen geschrieben sei, und tut mit einem Scherzwort die Meinung ab, es wären hier ehedem die Kühe mit umgehängten Glocken auf die Weide getrieben worden. Dabei fällt mir ein, daß die Jungs in Gloxin, das in meiner Heimatgegend liegt, sich mit dem Anruf neckten: „Du büßt woll ut Klock sääbien!“

Es ist nicht leicht, die Geschichte eines Dorfes zu schreiben. Bei Städten gibt das insofern glatter, als man abschreiben kann, was andere Leute bereits ausgesetzt haben. Sollte sich jemand über die Geschichte von Schönberg hermachen, so fände er „Stoff“ in Hülle und Fülle! Aber beim Dorf ist das anders. Da heißt es, „aus wilder Wurzel siedeln“, d. h. es sind verstaubte und schwer zu entziffernde Akten durchzusuchen, und daneben muß von Haus zu Haus geläufen werden, um dies oder jenes zu erfragen, wobei man dann gewahr wird, daß die liebe Volksüberlieferung gar zu oft irrt und allerhöchstens bis zur Großmutter zurückreicht.

Ein Dorfbuch wie das von Klockenhagen ist selten. Ich wenigstens kenne außer ihm nur noch die bereits 1884 bei Bärensprung erschienene „Geschichte des Dorfes Büschow“ von Dr. F. C. J. Schildt, Archivar und Regierungsbibliothekar zu Schwerin. Der Verfasser war, bevor er 1880 dem Ruf in die Residenz folgte, Realschuldirektor in Schönberg, als Nachfolger (1876) von Dr. Armknecht. Büschow, damals im Domänenamt Waren gelegen, ist sein Heimatdorf. Hier wurde er, Franz Christian Joachim Schildt, am 10. 6. 1841 als Sohn des Häuslers (Tagelöhners) Joachim Schildt und dessen Frau Auguste geb. Behnke geboren. Seine Dorfgeschichte, 97 S. gr. 8° umfassend, hat weder Bilder noch Karten. Sie stützt sich ausschließlich auf Urkundenmaterial seines Archivs, wobei er besonders die Familienzusammenhänge berücksichtigt. Seine Sippe, so weist er nach, stift schon 1616 auf Stelle IV dort. Im Sommer 1891 wurde Dr. Schildt Direktor des Statistischen Amtes, am 1. Okt. 1900 trat er, inzwischen zum Geh. Regierungsrat ernannt, in den Ruhestand. Er starb 24. 10. 1909 zu Schwerin an einem Herzleiden. Sein Lebensabend hatte bei ihm wie bei jedem Menschen die Erinnerung an seine Jugendzeit mächtig geweckt, so daß er unter dem Titel „Ein Bauerndorf im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin vor 50 Jahren“ bei Herberger in Schwerin 1907 abermals ein Buch erscheinen läßt, bei dem ihm sein Heimatdorf sozusagen Modell steht. Das erste Buch schließt mit 1819 ab, weil im Herbst dieses Jahres der Sternberger Landtag die Leibeigenschaft aufhob und damit eine neue Entwicklung der dörflichen Verhältnisse ermöglichte. Das zweite Buch läßt Urkunden völlig außer acht. Es entwirft ein Bild mit all dem köstlichen Kleinfran, der dem Verfasser in der Erinnerung haftet. — Es ist nicht ohne Reiz, neben diese beiden „Dorfbücher“ das von Klockenhagen zu stellen. Krambeer arbeitet fast ausschließlich auf Grundlagen, die ihm das Staatsarchiv bietet, führt aber die Geschichte des Dorfes, das übrigens nicht sein Geburtsort ist, bis in die neueste Zeit hinein. Bei aller Gewissenhaftigkeit in der Urkundenverwertung und einem offensichtlichen Bestreben, alle Phantastereien zu vermeiden, haben sich doch anschauliche und unterhaltsame Skulpturbilder gestalten lassen. Zum Beweise hat der „Schönberger Anzeiger“ (in dessen Druckerei das Dorfbuch von Klockenhagen hergestellt ist) in der Nummer vom 23. 1. 1943 einige Kopfproben gebracht.

Karl Krambeer ist 17. 11. 1867 in Wanitz bei Grabow geboren. Nach damaligem Brauch wurde er, um Lehrer zu werden, von 1883—1886 im Präparandeeum zu Neukloster vorgebildet und war dann 1886—1889 sogenannter Assistent in dem sogenannten Ramm, dem Dorfe „mitten in der Welt“, wo dem Schulmeister die besondere Pflicht oblag, die Erdachse regelmäßig zu schmieren. Dieses verantwortungsvolle Amt war damals allerdings bereits abgelöst. Krambeer besuchte 1889—1891 das Seminar in Neukloster, war 1891—1894 Lehrer in Ludwigslust und dann an der Volkschule für Knaben in Wismar. 1897 legte er in Schwerin die Mittelschullehrerprüfung in Religion, Geschichte und Erdkunde ab, worauf er als Mittelschullehrer an der Mädchen-Mittelschule in Wismar angestellt wurde. In den folgenden Jahren bereitete er sich auf das Rektoratsexamen vor, das er 1902 in Magdeburg bestand. Ostern 1909 verließ er Wismar, um an die Ribnitzer Volkschule als Rektor zu gehen. Das ist er bis Ostern 1933 gewesen, wo er nach Erreichung der damals festgesetzten Altersgrenze in den Ruhestand trat.

Rektor Krambeer hat eine Reihe von pädagogischen Schriften verfaßt, die jedoch unserem Leserkreis zu fern liegen, um die Namhaftmachung zu rechtfertigen. Es könnte höchstens noch gesagt werden, daß er 1905—1911 Herausgeber des Meckl. Schulblattes (wohl zu unterscheiden von der Meckl. Schulzeitung) gewesen ist und daß er eine Sammlung „Mecklenburgischer Sagen“ (1926 in zweiter Auflage, 215 Seiten, Verlag Demmler in Rib-

nit) mit einer Nebenausgabe für Schulen veröffentlichte. Seine Lehrbefähigung für den Religionsunterricht brachte es mit sich, daß er 1921 der Verfassunggebenden Meckl.-Schwerinschen Landessynode angehörte und 1922 bis 1927 der ersten ordentlichen Synode. Von 1928—1933, also bis zu seiner Pensionierung, war er Stadtverordneter und zugleich Stadtverordnetenvorsteher. Dieses Amt, besonders aber seine Vorliebe für geschichtliche Studien, hatten zur Folge, daß er dem Werden und Wachsen der ihm anvertrauten Stadt seine Beachtung schenkte und ihr eine *Chronik* schrieb: „Ri bni z in Vergangenheit und Gegenwart“ (1938, Selbstverlag, 605 Seiten). Die gute alte Fischer- und Schifferstadt hatte damit sozusagen einen Rekord erreicht, denn es war ihre dritte, und es dürfte wohl keine mecklenburgische Stadt geben, die eine gleich große Zahl aufweisen kann. Schon 1853 hatte Dr. med. Carl August Tott seine „Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz“ drucken lassen, eine Arbeit von etwa 200 Seiten. Dr. Tott stammte aus Stargard i. P. und hatte sich 1826 in Ribnitz als Arzt niedergelassen. Er starb 1. 10. 1856, eben 61 Jahre geworden. Die zweite Chronik ist 1933 im Anlaß der 700-Jahrfeier von Ribnitz erschienen und trägt den Titel „Geschichte der Stadt und des Klosters Ribnitz 1233—1933“. Verfasser ist Dr. phil. Paul Kühl, Studienrat in Neubrandenburg, jetzt in Neutrebbin. Sein Vater Carl Kühl, gest. 1921, war Kapitän in Ribnitz, sein Großvater Schiffszimmermann ebenda, er ist also Ribnitzer von Hanse aus. Schon bibliophil betrachtet (ich möchte mich in meinem Urteil auf diesen Standpunkt beschränken) ist diese Chronik ein Prachtstück. Bei einer Auflage von 2000 Exemplaren auf 750 Seiten Großformat, mit 11 Tabellen und 207 Abbildungen (der Druck ist in Berlin erfolgt) konnte dieses Werk nur durch Aufwand außergewöhnlicher Geldmittel der Öffentlichkeit übergeben werden sein. Und so ist es. Sein Jugendfreund Dr. jur. h. c. August Diehn, geb. 1874 zu Ribnitz, Generaldirektor des Kaliyndikats in Berlin, „ein wahrhaft königlicher Kaufmann“ — so heißt es auf der Widmungsseite — „hat mit geradezu beispielhafter Heimatliebe die großzügige Ausstattung des Buches ermöglicht.“ — Es ist gefragt worden: war eine dritte Chronik von Ribnitz nötig? Nein und ja. Nein, weil manche kleine Stadt froh wäre, wenn sie eine Stadtgeschichte wie etwa die von Dr. Kühl besäße. Ja, weil es dem Verfasser möglich war, in die riesigen, jedoch bisher ungeordneten und unbedachten Bestände des städtischen Archivs einzudringen und weil er durch Ausnutzung einschlägiger Urkunden der Familiengeschichte zu ihrem Recht verhelfen konnte. Der textliche Inhalt der Krambeckerischen Chronik übertrifft denn auch den der Kühl'schen bei weitem. Dass einheimische und auswärtige Geldleute die Herausgabe des Werkes ermöglichten, zeugt auch hier von dem Opfergeist der Beteiligten.

Doch steigen wir von diesen glänzenden Höhen wieder herab zu dem Begriff des bescheidenen Dorfbuches. Seit Jahresfrist liegt bei mir im Heimatmuseum ein dickes Buch mit der Aufschrift *Unsere Dorf-Chronik*. Der Einband in grau Leinen (Handarbeit) ist mit einer schwarzen Kordel geziert. Die Maße sind 45 : 30 cm, die ist es 8 cm und sein Gewicht beträgt (leer) fast 9 Pfund. Laut beiliegender Rechnung stammt es aus dem Gemeinde-Chronik-Verlag Arno Stein, Kleinmachnow über Berlin-Zehlendorf, Hakenheide 64. Im Auftrage des Landratsamtes in Schönberg ist es 20. 12. 1940 der Dorfschaft Klocksdorf b. Carlow vom Verlag überwandt worden, deren Bürgermeister es mir mit dem Wunsche vorgelegt hat, die Bearbeitung vorzunehmen. Bürgermeister? Dazu gehört eine Erklärung. Die uralt eingefesteten Dorfschulzen, ursprünglich als solche mit einem Stück Land, der sogenannten Schulzenkoppel, bevorzugt, gibt es als Inhaber dörflicher Gewalt nicht mehr. Ihr Schulzenhorn, womit sie ihre Dorfschaft zusammenblasen ließen, wenn Not am Mann war, hängt erinnerungsschwer im

Heimatmuseum. Durch einen Erlass von 1920, von der Landgemeindeordnung vom 27. 7. 1922 in neuer Fassung bestätigt, sind die Orts- oder Gemeindevorsteher durch Gemeindewahlen zu ernennen. Nach der Deutschen Gemeindeordnung vom 30. 1. 1935 werden sie heute nicht mehr gewählt, sondern von der Regierung berufen. Zugleich führen sie im ganzen Deutschen Reich den Titel Bürgermeister.

Selbstverständlich konnte der Dorfsschulze auf seiner Stelle I ebenso zum Ortsvorsteher gewählt, wie zum Bürgermeister ernannt werden, was auch durchweg geschehen ist. Soweit ich sehe, haben alle Dorf-Bürgermeister des Kreises Schönberg die Orts-Chronik erhalten mit der Aufgabe, sie auszufüllen. Einige haben das auch gemacht oder (wohl meistens von den Ortslehrern) machen lassen (ich kenne z. B. die ganz vortrefflich ausgeführte Bearbeitung von Rieps). Andere wußten es nicht recht anzufangen, und zu diesen gehörte der Klocksdorfer, der übrigens angestammter Schulze ist. Ihm sollte ich helfen. Aber mir kam das Ansuchen nicht geheimer vor. Denn, so sagte ich ihm, was wußte ich von Klocksdorf? Gewiß, ich hätte die Flurnamen dort bearbeitet und dabei von den Höfen manches aufgeschrieben, was in Kürze zu bekommen war (was er übrigens nicht wußte, da er kein Mitglied im Heimatbund ist und darum auch unsere Heft nicht liest), doch genüge das für den hier gegebenen Zweck bei weitem nicht. Ich müßte mich doch erstmal einige Wochen im Dorf aufhalten und ferner einige Tage im Archiv und in der Sippenkanzlei zu Schwerin arbeiten, wobei ich beweise, ob die entstehenden Kosten, auch wenn ich auf ein persönliches Honorar verzichtete, von der Ortschaft getragen würden. Also kurz: das Buch blieb liegen und ist bis heute leer.

Ein anderes Bild. — In den vergangenen Weihnachtsferien kommt mein alter Freund und Kollege Rudolf Beckmann aus Neumünster zu mir und trägt ein dikes, schweres Paket unter dem Arm. Nanu — ein Festbraten? Das könnte passen. Ich werde neugierig, und erwickelt aus. Es sich da, wieder eine Chronik! jedoch diesmal aus Carlow, wo sein Bruder Emil Bürgermeister ist, zwar kein angestammter, aber doch ein fixer Kerl, was schon daraus hervorgeht, daß er den Rudolf, den Schulmeister, für die Bearbeitung der Chronik gewonnen hat. Denn man staune: das dicke Buch ist gefüllt! Was das bedeutet, weiß ich. Daraufhin habe ich mir ja das Klocksdorfer genau angesehen. Zwar bot dies in seinem leeren Zustande nichts Besonderes, aber die Beigaben des Verlages ließen bis herab zu einem Beutelchen mit Photoedten deutlich erkennen, daß ein gewiechter Praktiker die Hand im Spiele gehabt hatte. In einer „Anleitung zum Aufbau der Chronik“ zählt er auf 11 Schreibmaschinenseiten alles, aber auch wirklich alles auf, was ihm zur Verücksichtigung geeignet dünkt, und das bedeutet allerlei. Carlow ist ein großes Dorf. Also kommt der Bearbeiter nur dadurch zum Ziel kommen, daß er seine Ferienwochen beim Bruder verlebt, von wo aus ihm die Pfarrakten, Gemeindeakten, Amtsakten und schließlich auch die Vereinsakten greifbar waren. Allerdings hat Carlow schon seine Literatur. Da ist vor allem die für Carlow, Samlow und Bogej bereits gedruckt vorliegende „Geschichte des Kirchspiels Carlow“ von Otto Stein. Weiter hat unser Heimatbund in diesen Mitteilungen manches gebracht, manches hat im Schönberger Heimatkalender gestanden, und schließlich haben Tageszeitungen und sogar Monatshefte in manchmal sehr ausführlichen Aufsätzen über das interessante Dorf berichtet. Alles das hatte der gute Junge (er ist es, der in diesem Heft das Albumblatt zu meiner Carlower Stromtadt schrieb, er wurde am 7. 3. 1943 auch schon seine 62 Jahre) sorgsamst gesammelt, es zum Teil mit der Schreibmaschine kopiert oder doch in Auszügen mit Quellenangabe eingelebt. Dazu sind photographische Aufnahmen angebracht, wo es möglich war und wünschenswert erschien. Sehr ausgiebig hat er schließlich das Ergebnis eigener Forschung

handschriftlich beigegeben, z. B. über Brauch und Glauben seines Heimatortes, über Sagen, örtliche Ereignisse usw. Alles in allem: hier liegt eine Arbeit vor, die als musterhaft bezeichnet werden muß.

Und trotzdem. Soll man nun den verschiedenen Ortschaften zutrauen: „Geht hin und tut desgleichen?“ Ich komme von dem Gedanken nicht los, daß der an sich so lobenswerte Eifer für die Einrichtung einer Dorfchronik falsche Wege wandelt, zum mindesten, soweit über die einfache Führung eines örtlichen Tagebuches hinausgegangen werden soll. Nicht jeder Bürgermeister ist ein Schriftsteller, und der Schullehrer eines Dorfes ist es auch nicht immer, selbst wenn er seine oft recht lang bemessene Zeit hergeben möchte. Nein — ich meine andere. Verfasser der vorhin genannten „Anleitung“ ahnt auch schon so etwas, wenn er empfiehlt, „ein Zweitstück von der Chronik anzufertigen und am sicherer Ort aufzubewahren, um vor Verlusten bei Feuer, Diebstahl usw. geschützt zu sein.“ Sein Vorschlag, das wertvolle Chronismaterial in einer sogenannten Handwerkslade, ähnlich den alten Innungsläden, bei Gefahr schnellstens in Sicherheit zu bringen, läuft auf dasselbe hinaus. Doch weiter! Man bedenke, daß so eine Ortschronik auf Jahrhunderte hinaus berechnet ist. Wir staunen heute über Urkunden, etwa aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege, wo man mit einer Tinte schrieb, die bis in unsere Tage hinein unverwüstlich klar sich gehalten hat. Das ist heute leider anders. Es mag nur ausnahmsweise vorkommen, daß unsere Tinte schon nach Jahrzehnten verblaßt. Aber die gewöhnliche Tusche unserer Schreibmaschinen, das weiß ich als Museumsverwalter aus Erfahrung, ist schon nach wenigen Jahren nicht mehr zu lesen. Was hilft da? Antwort: Allein die Druckerschärze. Eine Ortsgeschichte sollte gedruckt werden. Damit wäre auch die Gefahr des Verlorengehens beseitigt, denn es ist nicht anzunehmen, daß eine Auflage von 300 oder 500 Exemplaren je restlos verschwindet.

Doch ich höre schon den Einwand: Wer soll's bezahlen? Nicht jede Dorfschaft ist so glücklich wie Klockenhagen, dem der Ribnitzer Rektor die Geschichte geschrieben hat, nicht jede Dorfschaft aber auch so opferbereit, daß sie die doch immerhin wohl so gegen tausend Mark betragenden Druckosten auf sich nehmen mag oder kann. Das stimmt alles. Darum aber sind wir in unserem Heimatbund seit Jahrzehnten bestrebt gewesen, die Kirchspiele zu einer Chronikgemeinschaft zusammenzufassen, denn der erweiterte Bezieherskreis kann die Herstellungskosten des Druckverleses decken. Krüger-Ploen mit seinen „30 Dörfern“ (also dem Kirchspiel Schönberg) machte den Anfang. Dann folgte die prächtige dreibändige Ausgabe der „Geschichte des Kirchspiels Selmsdorf“ von Alfred Horn (der 3. Band von Heinrich Sterley). Das „Kirchspiel Carlow-Demern“ hat Otto Stein in Angriff genommen, so daß wir, wie oben erwähnt, einen einstweiligen Drucksatz bereits veröffentlichten konnten. Auch Friedrich Schmidt „Geschichte des Kirchspiels Ziethen“ liegt als Manuskript druckbereit, das erste Heft „Hof Mechow“ hat Dank geldlicher Unterstützung der dort in Betracht kommenden Familie Stamer schon 1935 in Druck erscheinen können. Mit großer Freude haben wir die jüngst erfolgte Drucklegung der seit 1922 bereit liegenden „Geschichte des Kirchspiels Herrnburg“ von Dr. Adolf Kunkel begrüßt. Sie ist im Verlag Blut und Boden der Reichsbauernschaft Goslar erschienen. Schade, daß als letztes unserer „Kirchspiel Schlagsdorf“, wo ganz besonders wertvolles Material der Zusammenstellung harrt, noch fehlt, doch zweifeln wir nicht, daß auch dort der Bearbeiter bereits am Werke ist.

Nun verstehe man uns um Himmels willen nicht falsch. Hier handelt es sich um Drucklegungen! Wo die Einzelchronik eines Dorfes in der nun sagen wir: luxuriösen Ausmachung bereits erfolgt ist oder vorgenommen werden soll, da freut sich niemand mehr darüber als der Heimatbund. Seine Bedenken sind lediglich von den angeführten Umständen geweckt wor-

den, und da diese nicht wegzuleugnen sind und wir uns — im Gegensatz zu Klockenhagen — auf handschriftliche Aufzeichnungen beschränken müssen, so möchte ich auch hier einen persönlichen Vorschlag noch einmal wiederholen, nämlich den, neben der gedruckten Kirchspielgeschichte eine handschriftliche Chronik der einzelnen Höfe (auch der Budnereien) zu führen. Das kann in einem Schreibbuch zu fünf Groschen geschehen, und wenn man sich vom Buchbinder eins mit Lederrücken machen läßt, um so besser. Aber es muß handlich sein! Wird dieses „Erbhofbuch“, oder wie wir es nennen wollen, mit den jetzt überall vorhandenen Ahnenpässen, mit Familienurkunden (Geburts- und Todesurkunden), mit der Feuer- und Lebensversicherungspolizei und, nicht zu vergessen, mit dem Sparkassenbuch gemeinsam in einen nicht zu großen Kasten, besser noch in eine verschließbare Kassette gelegt, so ist anzunehmen, daß dieses „Heiligtum“ gegriffen und zur Not mit dem nächsten Leben zusammen geborgen wird.

Soweit ich die Raheburger kenne, mögen sie sich und ihre Familie nicht gern „in der Zeitung“ behandeln lassen. Viel lieber lesen sie, was über den Nachbar geschrieben ist. Und ich kann mir schon denken, daß der Bürgermeister manches „nicht gerade zu wissen braucht“ und noch weniger der Mann, der ein zu druckendes Buch darüber schreiben will. Ebenso wie in der hohen Politik gibt es auch im kleinen Dorfleben Vorkommnisse, über die erst das Gras gewachsen sein muß, bevor sie das Licht der Öffentlichkeit vertragen. Hier kann nur das handschriftlich geführte Erbhofbuch helfen! Ich sehe über diesem den Hauswirt an einem Winterabend in der warmen Stube sitzen. Er weiß, daß ihm niemand über die Schulter schaut. Sollte er da nicht zur Feder greifen und aufschreiben, was ihm das Herz bewegt? was die Leute munkeln und was er davon für richtig hält? Für seine Nachfahren wird das nach Jahrhunderten von unschätzbarem Wert sein. Was würden wir uns freuen, wenn schon die Vorfahren unserer heutigen Bauern so etwas gemacht hätten. Gewiß — die Amtsaufgaben bieten in ihren Berichten, Protokollen und Erlassen allerlei, was sich der Heimatforscher mit Spannung notiert, aber diese Bilder sind irgendwie „gestellt“ und den Momentaufnahmen, wie das Erbhofbuch sie geben könnte, nicht gleichwertig. Ich möchte auch noch auf die tagebuchartigen Eintragungen hinweisen, die mancher Ortspfarrer früherer Jahrhunderte mit der Gänsefeder in die alten Kirchenbücher hineingekritzelt hat. Welch kostbarer Schatz liegt da oft in einer einzigen Notiz!

Allen Respekt vor den gemalten Stammbäumen (die in den raheburgischen Bauernstüben gar nicht so selten anzutreffen sind), vor den Ahnenpässen (heute sozusagen amtlich angefordert), vor den Dorfssippenbüchern (die neuerdings in durchaus läblicher Weise sogar gedruckt aufgestellt werden) — aber das sind Knochengerüste, an sich natürlich notwendig, doch ohne Fleisch und Blut. Sie zu „beleben“ ist Sache der Erbhofbücher und — des Dorfbuches, wenn es glückt, ein solches drucken zu lassen. Damit sind wir wieder bei unserem „Dorfbuch von Klockenhagen“ angelangt. Ich wollte ihm eine kurze Besprechung schreiben, und nun ist etwas ganz anderes daraus geworden.

Soll ich ihm nun, wie das so üblich ist, einen lebhaften Absatzmarkt wünschen? Das wäre leeres Gerede. Denn wer in Klockenhagen wohnt oder seine Ahnen dort weiß, der wird es schon kaufen, aber ein großer Beziehungsreich ist damit nicht gewährleistet, dazu ist der Ort zu klein. Nur eins möchte ich sagen. Sollte eine Dorfgemeinde opferbereit genug sein, es Klockenhagen gleichzutun, und sollte jemand mit Neigung und Geschick die Bearbeitung übernehmen wollen, so sei die Krambeersche Arbeit als Muster empfohlen. Möge das siebe Büchlein dann auch auf diese Weise den Segen stiften, den jede ehrliche Heimatarbeit in sich birgt.

Uns oll Meiborgs Mudder

Von Elise Wigger (In Rätheburger Platt)

Wenn du up den Corlower Kirchhof ehr Graw söhst, findst du dat nich.
Kein Krüz wiest di den Platz, wo sei graven liggt. Löwer in uns Hart hett
sei sit sülbst ein Denkmal sedd, un dor steiht dat, solang as wie läwt.

Meiborgs Mudder wahn in unsen Räaten bi dat Sanklower Schulten-
huus. Kein Nacht wier ehr tau swart und kein Weg tau deip, sei wier
ümmer för uns prat. Sei hett an manches Krankenbett säten, sei hett dei
Doden mit tau Graw bröcht un uns Kinner in Empfang nahmen, wenn
wi burn würdn. Sei hett väl Leid un väl Freud mit uns erlewt un mit
uns dragen, un darüm is sei of „uns Meiborgs Mudder“ worn. Schrie-
wen kunn sei nicht. Drei Krüze wiern ehr Namensteiken, äöwer sei harr
n hellen Kopp un dat Hart up den richtigen Platz.

Ganz swack kann ic mi of noch up Meiborgs Bädder besinn. Hei faunder
bi uns de Räuh un wier 'n richtigen ollen Griesgram, un wi mächtten nich
giern wat mit em tau dauhn hebbien. Löwer hei harr wat an sit, da uns
doch ümmer werter na em hentröd. In sien Faunderkamer wier in ein'n
Balken ein Lock instemmt, un dor har hei sien Füertüg in; denn hei sleug
sit noch sülbst dat Füer, wenn hei sien Piep ansteck'n wull. Un dat mächtten
wi Görn doch tau giern seihn.

Meiborgs Mudder würd vel in d' Schultenhuus brukt. As ic noch 'n
lüt Diern wier, kunn ic nich den richtigen Ton tau ehr finn, ic jähr näm-
lich „du“ tau ehr, un dat deden sülbst ehr eigen Kinner nich. Awer nahstens
kunn ic of gaud mit „Hätt Sei“ un „will Sei“ farig warn. „Ik arbeet jo,
dat ic wat uppatawiesen heff,“ sär sei, un dissen Grundsatz is sei bät in dat
hoge Öller tri bläwen. In 'n Sommer güng sei mit tau Föll' un bünn
un lad mit dei jungen Dierns üm dei Wett. Much of noch sovel Diezel manf
denn Hawern wäsen, Armhandschen bruk sei nich, ehr Arms seigen denn of
ut as gegarftes Lärrer. Sull baakt warn, käm Meiborgs Mudder all
denn Dag vörher. Denn sett sei dat Bacholt in denn Aben, mäuf denn
Sührborm heit, jüür denn Deig an, un wenn sei em schön warm mit 'n
Päöhl taudect harr, wier sei för dissen Dag farig. „Meiborgs Mudder, nu
kunn Sei morgn of nich so tierig,“ sär min Mudder tau ehr, denn trär
sei Klock 4 an. Sei steik dat Füer an, knär denn Deig ut un mäuf dat
Brod trech. Denn raf sei dei Kahlen ut den Aben, fäg em mit 'n Biefaut-
wieg rein, gasselt dat Brod un jchenun dat rin. Dat muß alls taujäck wäsen,
wenn dei Knechts taum Kaffee rinkeunn. Tau d' Gauschlächten wier sei
Klock 3 dar. In dei Lüersnuw würrn dei Gaus plüdt, un Klock 6 kunn
kein Mensch mihr sein, wat dor loswest wier. Ranh- un Swienschlächten
güng natürlig of nich ohne Meiborgs Mudder. Wer sull süs woll Stip-
pels un Swattsfuer faken? Denn baak sei uns 'n roden Pannfauken, un
jeder von uns Görn freig extra ne lüdde Wüst, un dei smed doch vel bäder
as all dei annern.

In'n Winder besöchen min Swester un ic uns Meiborgs Mudder
manchmal in'n Schummern. Denn seit sei mit ehr Knüthaas an't Finsfer
un vertell von Kinner un Kindskinner un von ole Tiden, as sei as jung
Diern in Grotten Rüünz bi'n Buurn deint harr, donn harrn sei noch mit
up dei Koppels müßt tau'n Pleungen un Egen. Urre sei vertellt of von
den Späuf. Späuen dehr dat dull in dei Gegend. In den Lütten Diek
stün'n twei Pier un glöchten eine mit grote, wille Dogen an; steig man
bi Maazhen Räaten äwer dat Stägels, denn had einen een Haas up; bi 'n
Krüzweg begegen einen 'n groten, swatten Hund mit fürlige Dogen; up

den Ratsbarg*) reid de ol Harnack up 'n witten Schimmel! Meiborgs Mudder wußt, dat dat 'n Späuf geiw, sei harr em sülbst bi unsen Bachhuus leih'n un sif bös verfiert. Löwer sei glöwt dor je nu nich mihr an, sär sei. Ob sei dorin Recht harr, weit is nich, joved is gewiß, dat mi dei Hadden mächtig fort würrn, wenn il dort vörbi müht, un sull il gar öwer dat Stägels bi Maaken Raten, läup nit 'n Gruseln öwer denn Buckel. Doch mi is kein Haas uphaadt, un it heff of kein'n Späuf tau sehn krägen. Dat soll dunn dor all allerhand klauke Minschen gäven heben, "upgellärt" neumen sei ehr, un mit dei soll si dei Speuk nich verdrägen läönt.

Himmelsohrtsdag harr Meiborgs Mudder Geburtsdag. Denn trölt sei ehr Staatspie mit den sültern Band an, neum ehr Gesangbaus mit 'n wittes Taschendau un 'nen Struß von Goldlack urre Bingtnägel dorup un güns tau Karl. Hier snack sei mit ehrn Herrgott, un denn befoch sei ehr Leiben, dei all up den Kirchhof leigen. Wiere wüer dor of niks von mäkt; öwer dat wier ümmer 'n Festdag, un sei harr ehr Kinner üm sif. Wier dat nich 'ne schöne Fier? If wull, if harr of Himmelsohrt Geburtsdag!

Nu is uns oll Meiborgs Mudder all lang in de Wohrheit, un is denk, dat uns Herrgott ehr of gaud bruken kann bi dei vele Arbeit, dei sien Minschenkinner em mäkt. Dei lütten Engels ward sich gewiß vel Rat bi ehr halen, un sei knütt ehr woll Fusthandschen, wenn sei in 'n Winder up de kole Ihr dal säölt.

) Der "Ratsberg" ist das Gelände links am Wege von Carlow nach Samlow. Auf ihm wurde im Frühjahr 1871 der neue Friedhof angelegt, worauf der alte im Dorf bei der alten Kirche einging. Vom alten Carlower Pastor Harnack, der 4. 1. 1847 im 86. Lebensjahr gestorben ist, will man wissen, daß er zu mitternächtiger Stunde „auf einem weißen Schimmel reitend“ gesehen werde. Harnack stammte aus Hagenow, wo sein Vater Bürger und Tabakspinner gewesen ist. Bevor er Pastor in Carlow wurde (1800), amtierte er als Subrektor an der Domschule zu Razeburg. Er war verheiratet mit Sophie Johanna von Passow, Tochter eines dänischen Oberstleutnants, schritt aber im Alter von 79 Jahren noch zur zweiten Ehe mit einer Schwester von Propst Genzken in Razeburg. Sein Sohn Adolf ist Käpiist beim Justizamt der Landvogtei in Schönberg gewesen. Von seinen drei Töchtern, natürlich ebenfalls in erster Ehe geboren, war die älteste an den schwedischen Hauptmann von Schmatalow, die zweite an den Rechtsanwalt Georg Christian Friedrich Dufft in Schönberg (Vater von unserem alten „Aktuar“ August Dufft) und die dritte an den Tischler Starr in Carlow verheiratet. Dieser leichtgenannten Ehe entstammte eine am 8. 2. 1832 geborene Tochter Luise Starr, die den Lehrer in Loechwitz und späteren Küster in Schönberg Heinrich Schulze (9. 9. 1830 in Mannhagen) heiratete. Diese Tochter ist im Hause ihrer späteren Stiefgroßmutter Genzken zu Razeburg erzogen worden, weil ihre Mutter sich von Starr scheiden ließ, um die Frau von dem Küsterschullehrer Adolf Güttnar in Carlow (* 21. 3. 1811) zu werden. Die Hochzeit fand am 5. 6. 1836 statt. Güttnar heiratete, als seine erste Frau geb. Harnack 5. 9. 1850 gestorben war, die Försterstochter Emilie Wicht aus Rupendorf. — Auf dem Ratsberg hat man zu Maschens Zeit Urnen gefunden, anscheinend aus dem Bronzezeitalter. Damit hängen die Sagen dieser Gegend zusammen. Es sollen Zwerge ein kleines Mädchen entführt haben usw. Als Wossidlo in den 90er Jahren in Carlow nach Sagen forschte, wurde ihm erzählt, daß Zwerge, die den Bewohnern der umliegenden Dörfer lästig geworden seien, nur hätten verschreckt werden können durch den Ruf: „Slah ken i pps, slah ken oebel!“ Wossidlo hielt diesen Sagenzug für sehr bedeutsam und hat wiederholt nach Einzelheiten gefragt. Leider vergeblich. Vielleicht ist heute noch etwas darüber zu erfahren?

Die Holsten 500 Jahre im Räzeburgischen, 350 Jahre in Carlow

Von Hartwig Holst

Unser heutiges Holstein wird die Urheimat unserer Stammväter sein. Dr. Endler schreibt hierzu in seinem Heft „Die bäuerliche Bevölkerung Mecklenburgs vor dem 30jährigen Kriege“ (Richard Hermanns Verlag, Hamburg 1934) u. a. folgendes: „Beachtenswert ist, daß der Name Holste für einen aus Holstein Zugewanderten nur im Süden des Räzeburger Gebietes vorkommt. Dieses ist ein Beweis dafür, daß im Norden des Landes der Zuzug aus Holstein so stark war, daß dieser allgemeinere Name nach der Landschaft als Unterscheidungsmerkmal nicht ausreichte, während im Süden die Holsteiner spärlicher vertreten waren.“ So verdankt der Name des Dorfes Holstendorf am Lauenburgischen Ufer des Räzeburger Sees seinen Ursprung ebenfalls der Ansiedlung von holsteinischen Bauern. Vordem hieß der Ort „Düdeschen Vogatze“ (Deutsch Pogeez) im Gegensatz zum benachbarten „Wendischen“ Pogeez. (Mitgeteilt von Herrn Otto Stein, Schwerin, z. B. im Osten. Hierbei sei gleichzeitig erwähnt, daß ich zu dieser Abhandlung mein durch den Heimatbund bei Lehmann & Bernhard, Schönberg, 1938 erschienenes Buch „Familien geschichte des Kirchspiels Carlow“ benutzt habe.)

Schon in früher Zeit haben also unsere Vorfahren ihre Urheimat verlassen. Sie sind entweder durch Krieg vertrieben worden, oder der Selbständigkeitstrang nach eigenem Grund und Boden hieß sie, ihre Heimat zu verlassen und eine neue zu gründen. Vielleicht ließ auch ein Lokator seine Werbetrommel schlagen, und unsere Ahnen folgten dem Ruf.

Wohl nur in wenigen Gegenden unseres Vaterlandes findet sich ein so bodenständiger Bauernstand wie im ehemaligen Fürstentum. So wird unser Name bereits im Steuerregister des Domkapitels 1444 in den Dörfern: Schlagsdorf, Wendorf, Mechow genannt (vgl. Krüger, Kunst- und Geschichtsdenkmäler II. Band „Das Land Räzeburg“). 40 Jahre später, also 1484, finden wir im nächstliegenden Dorfe Schlagsdorf auf der Stelle I, $1\frac{1}{2}$ Hufen groß, einen Holste. In den folgenden Jahren wird auf dieser Stelle (1510—1532) ein Korte Holste genannt (Mitteilungen des Heimatbundes Jahrg. 16 Nr. 2), im Jahre 1488 außerdem auf der Stelle IV, 1 Hufe groß, Holste jun. (vielleicht ein Sohn des auf der Stelle I sitzenden Holste), 1510 ist hier Lange Holste, 1525 Hans Holste, 1537 Marqwart Holste, 1551 Jochym Holste.

In dem alten Carlower Güterkornregister, welches im 15. Jahrhundert ursprünglich geschrieben zu sein scheint, aber nur durch 2 Abschriften in den Visitationsprotokollen der Kirche von 1599 und 1620 überliefert ist, wird der Bauer Hartich Holste (um 1450?) aufgeführt; er hatte jährlich 1 Scheffel Hafer abzugeben.

Im Bederegister von 1553 werden in Klocksdorf Pawell Holste und Hinrich Holste genannt, jeder zahlte 1 Gulden „vor 1 houe“ (d. i. 1 Hufe). Im gleichen Register wird Hans Holste in Schedingsdorf (d. i. Schadingsdorf) genannt, er ist mit 2 Gulden im Rückstand. Es ist anzunehmen, daß die Holsten hier im südlichen Teil die Kolonisation mitgemacht haben und als Siedlerväter oder auch durch Einheirat von einem Dorf ins andere zogen.

In Carlow saß vor 350 Jahren auf der heutigen Stelle I als Hauswirt 1593 laut Türksteuerregister des Amtes Stobe Chim Holste, er wird im Stover Küchenregister um 1600 auch als Chim Holstein bezeichnet und ist vielleicht ein Sohn der Holsten aus einem benach-

barten Dorf gewesen. Dieser älteste Holstenhof („Groß-Holst“) in Carlow wurde bei der Regulierung 1806 zur Schulzenstelle. Nachkommen des Hein Holste sind noch heute als Bauern und Handwerker im Fürstentum ansässig, viele wanderten auch wohl in die benachbarten Städte wie Lübeck und Hamburg und wurden dem Reich wertvolle Bürger. Die Stelle I war bis zum Jahre 1910 im Besitz der Holsten, deren Stamm hier mit Adele Holst (* 1893, † 14. 12. 1929 in Carlow), welche am 18. 5. 1917 Georg Stülpnagel (* 1881 in Peckatel) heiratete, erloschen ist. Die Stelle VII zu Carlow „in der Pütten“ genannt, war seit dem 17. Jahrhundert eine erbliche Holst-Stelle gewesen, nachdem der aus Stelle I stammende Hans Holst hier die vorige Sippe Caven „in der Pütte“ im Besitz abgelöst hatte, der vielleicht seine Mutter Liesebeth Caven entstammte. Seine Nachkommen wohnen in vielen Gegenden Deutschlands, manche versuchten ihr Glück in Amerika.

Im Jahre 1902 verkaufte Hans Joachim Holst (* 1829, † 1. 3. 1902) diese Stelle („Klein Holst“) an Wilhelm Sparbier aus Brücklow. Dessen einzige Tochter Minna (* 1898 in Lübeck) heiratete Hans Holst aus Stelle VI (* 1892). So kam die ehemalige Holstenstelle wieder an einen verwandten Zweig der alten Sippe. Hans Holst, der seit der Adoption durch seinen unverheiratet gebliebenen Theim Joachim Oldenburg den Namen Hans Holst-Oldenburg führt, ist Hauswirt auf den Gehöften VII und VIII und seit 1933 Kreisbannenführer. Sein Bruder Bodo Holst (* 1890) bewirtschaftet gemeinsam mit seinem Vater Heinrich Holst (* 1861) die Stellen II und VI.

Die Stelle VI ist auch fast 150 Jahre in den Händen der Holsten. Hartwig Holst (* 1750 in Carlow I) heiratete am 29. 5. 1772 die Witwe Thrin Elsch Schlatow geb. Bruhn und wurde Jahrenbohner. Ihr Sohn Joachim Hartwig Holst (* 1774 in Carlow) wurde etwa 1799 Hauswirt auf dieser vormaligen Schlatow-Stelle.

Ein anderer Holstenzweig aus dem alten Carlower Stamm entwickelte sich auf dem Schulzenhof in Pogez: Hans Jacob Holst (* 1718 in Carlow, † 1793) heiratete am 21. 2. 1745 in die Kobrahinstelle, Pogez I, ein. Doch musste diese Stelle wegen Verschuldung verkauft werden. Der letzte Besitzer Joachim Heinrich Wilhelm Holst (* 29. 4. 1875) lebt in Hamburg.

Die Linie des heutigen Hauswirts von Cronstam p II, Heinrich Holst (* 9. 10. 1872) stammt aus Pogez I, und zwar heiratete Hans Heinrich Holst (* 12. 9. 1807 in Pogez I, † 11. 10. 1891 in Cronscamp) am 19. 9. 1828 Katharina Margarete Krenzfeld aus Cronstam p II und wurde dadurch Hauswirt.

Eine weitere im Fürstentum verbreitete Holstenlinie nimmt mit Hans Holst in Gr.-Rünz etwa um 1630/1640 ihren Anfang, er stammt aus Kl.-Meinsdorf bei Plön und wird während des 30jährigen Krieges nach Mecklenburg gekommen sein. Seine 4 Kinder heirateten bereits in den Jahren 1649/1661 in Damerin.

Am 18. 3. 1942 starb im 93. Lj. auf der Halbstelle VIII in Gr.-Rünz der Altenteiler Johann Holst. Er ist mit Catharina Lüttjohann, Anerbin auf der Schulzenstelle in Schaddingsdorf, verheiratet gewesen. Sein Sohn Heinrich wurde dort auf Stelle I sein Nachfolger, während der andere Sohn, Fritz Holst, 1920 die Stammstelle in Gr.-Rünz übernahm. Außerdem sind noch vier Schwestern da, nämlich die Witwe Anna Riehoff geb. Holst „Auf dem Sande“ b. Biethen, Frau Emma Riehoff geb. Holst in Gr.-Rünz, Frau Ida Baars geb. Holst in Rehna und Frau Luise Lüders geb. Holst in Pueon (Chile).

Bruder von Johann Holst war der Altenteiler Peter Holst auf Stelle VII in Klocksdorf, der alten Böllow-Stelle am Wege nach Röggelin. Seine Frau Luise geb. Holst stammte aus Carlow VI, der ehemaligen Schlatow-Stelle, jetzt Bodo Holst. In der Ehe sind 9 Kinder geboren, darunter 7 Söhne: Wilhelm (Nachfolger des Vaters auf Stelle VII in Klocksdorf), Erwin

(Gastwirt auf Büdnerei 7 in Klocksdorf), Ernst (eingehetraet auf II in Ollendorf), Heinrich (verheiratet mit Caroline geb. Heitmann auf der von ihrem Grossvater Joachim Holst um 1830 am Carlower Weg ausgebauten Stelle Klocksdorf III), Emil (≈ mit Emma geb. Scharenberg auf der Kramerei und Gastwirtschaft Rudolf Scharenberg in Demern), Hans (wohnt in Hamburg) und Peter (gefalen im Weltkrieg). Dazu die beiden Töchter Anna (≈ mit dem Maurer Bohn in Demern, gefallen im Weltkrieg) und Minna (≈ mit einem Teut vom Verückenkrug, ebenfalls gefallen).

Der Gastwirt Wilhelm Holst auf der Büdnerei 1 in Gr. Rünz ist 14. 5. 1876 in Brüklow auf Stelle IX geboren und seit 18. 10. 1912 mit Emma Bruhn aus Carlow (Tochter von Peter Bruhn auf Stelle X dasselbst, jetzt der Bruder Wilhelm Bruhn) verheiratet.

Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.

I. P. Kayssing, Forstmeister i. R.: Der planmäßige Aufbau der Holzversorgung des Landes Rügenburg. Herausgegeben vom Landrat des Kreises Schönberg (Medl.). 1943. 48 S. 54 Abb. 1,80 RM. — Das Büchlein weist zwei Teile auf: Teil I behandelt „Die Regulierung der Dorfschaften um 1800“ (S. 2—16); Teil II „Pappel und Weide im Lande Rügenburg“ (S. 17—48).

Von allergrößtem Interesse ist der erste historische Teil. Da spricht ein Mann, der nicht nur mit Liebe und Achtung die Geschichte des Landes Rügenburg studiert, sondern auch mit den Augen des Fachmanns die Verordnungen und Neuerungen auf dem Gebiet der Holzwirtschaft überprüft hat. Er fügt sie in den Rahmen der Dorfschaftsregulierung, die um 1792 begann, und stellt fest, daß diese über eine landesübliche Verkoppelung weit hinausging und zu einer völligen Umgestaltung der Besitzflächen und der Wirtschaftsweise, auch zu einer Umänderung des Landschaftsbildes führte. Während vorher keine geschlossenen Waldungen vorhanden waren und der Bauer immer das Bestreben hatte, seinen Acker auf Kosten der Waldstücke zu vergrößern, schufen die Regulierungen in wenigen Jahrzehnten rund 3000 ha fürstlicher Waldungen, denen etwa 1000 ha Buchenpappeln der Bauern gegenüberstanden. Regulierungsurkunden ordneten Grenzverhältnisse, Pflege von Grenzwall und -graben usw.

In die gleiche Zeit fällt die Schaffung der Wallhecken (Knids, „Häg'n“); sie ist aus Holstein (Beginn um 1760) übernommen worden. Die Bedeutung der Heken wertet Kayssing durchaus positiv. Er bestagt den Verfall der Wälle wie der Beepflanzung und fügt hinzu: „Es ist heute mehr denn je wirtschaftliches Erfordernis, daß die Wallhecken in Anlehnung an die Stellung unter Naturschutz wieder voll ertragfähig gemacht werden.“

Ärger noch als um die Kniepflanzungen steht es heute um die Baum- pflanzungen. Vor 100—150 Jahren hat die Regulierungsbehörde großzügig den holzwirtschaftlichen Aufbau geleitet und das seltene Saat- und Pflanzgut beschafft, sieht man heute „bei manchen Dörfern hinter die Kuhissen, so ergibt sich ein Bild größter wirtschaftlicher Alterung, das so gar nicht zu dem Hochstande der Acker- und Viehwirtschaft paßt“.

Schon in diesem Abschnitt wird auf die Verwendung der „Blandpappel“ bei Neupflanzungen (nach den Buchten des Bauern H. Bland, Wahrsow, so genannt) hingewiesen, um im zweiten Teil diese Auffassung ausführlich zu begründen. An Hand der Geschichte der mehr als 100jährigen Pappel-

pflanzungen im Lande Rügenburg und in Verbindung mit Arbeiten des Erwin-Bauer-Instituts, Müncheberg, gelang es, die für das Land Rügenburg brauchbarste Pappelrasse festzustellen; es ist die späte Pappel, *Populus serotina*, hier „*Blaudpappel*“ genannt. Diese Pappel ist, da sie schon vom 30. Jahre an Rügholzstärke hat, die Rügholzart einer einzigen Generation!

Die hier besprochene Arbeit wird für die Holzwirtschaft des Landes Rügenburg nach Kriegsschluß von außerordentlicher Bedeutung werden können, wenn sie am rechten Ort die ihr zukommende Beachtung findet. Schon jetzt möchte ich empfehlen, sie allen Interessenten, Forstleuten, Bauern, Gartenbesitzern usw., in die Hand zu geben: so wird diejenige Atmosphäre geschaffen werden, in der eine sorgfältige Planung und erfolgreiche Durchführung der holzwirtschaftlichen Neugestaltung im Lande Rügenburg ge- deihen kann.

L. Benic.

II. Max Kudei: „*Moritat und Bänkelsang in Niedersachsen*.“ Richard Hermes Verlag, Hamburg 13. Mit vier Abbildungen auf Kunstdruck. 64 Seiten. Kart. 1,80 RM. 1941. — Es mögen reichlich dreißig Jahre her sein, da stießen mir zwei befreundete Damen ein Päckchen in die Hand und fragten, ob ich das fürs Museum gebrauchen könnte, es wären alte Leierkastenlieder. Wir Museumsleiter erleben so etwas nicht gerade selten. Wir nehmen die Sachen, wenn sie nicht in den Schrank oder in einen Schaukasten hineinpassen, mit halbem Lächeln entgegen, holen eine der Pappschachteln her, die für solche Fälle bereitliegen, kleben in Zierschrift die Inhaltsangabe darauf und stellen den darin geborgenen „Schatz“ auf eine Bord, wo er meistens auf Jahrzehnte hinaus schlummert. Wir nennen das „magazinieren“. Manchmal jedoch fällt ein Lichtstrahl auf so eine Schachtel, also daß ihre Beschriftung zu leuchten beginnt. Alte Leierkastenlieder — nun ja, das hatte mich an meine Kindheit erinnert, wo ein Jahrmarkt in Neubrandenburg ohne einen Dudelkasten mit dem drehenden Orgelmann und einer krähenden Weibsperson daneben nicht zu denken war, wo von einer Latte herab das in grellsten Farben gemalte Bild einer vorgetragenen Schauergeschichte hing, auf die klatschend ein Rohrstöck fiel, den die „Sängerin“ zur Hand hatte, um dramatische Höhepunkte ihrer Ballade damit anzudeuten, aber auch, um herandrängende Jungen zu verscheuchen; denn zu verdienen gab es bei uns nichts, weil wir den zum Kauf des angebotenen Flugblättchens nötigen Groschen nicht spendieren wollten oder konnten. — Doch zurück zu dem „Lichtstrahl“. Max Kudei, der bekannte Forscher und der verdienstvolle Leiter des Schleswig-Holsteinischen Volkslied-Archivs, führt uns zunächst in die Geschichte von „Moritat und Bänkelsang“ ein, wozu er die bis ins 16. Jahrhundert zurückgehende Schilderung von Grimmelshausen benutzt, und läßt dann einzeln den Sänger, den Dichter und den Maler aufmarschieren. Zwar hat der Bänkelsang mit dem Volkslied an sich nichts zu tun. Beide sind seelisch grundverschieden. Der Volksliedler ist Lyriker und steht demgemäß allem, was wir körperliches Wohlbehagen nennen, mit kindlicher Einfalt gegenüber. Man denke an den köstlichen „Poeten“ von Spitzweg. Im Gegensatz dazu ist der Bänkelsänger ein gerissener Geschäftsmann. Er gibt acht, was sein Publikum zahlungsfreudig macht, und hat es bald heraus: „Je schauriger, desto schöner.“ Beileibe darf seine Geschichte nicht erfunden sein. Sie muß sich wirklich zugetragen haben, was er mit Orts- und Personennamen belegt. Aber dann wird die aufgetragen, was das Zeug hält, und hinterher noch eine „Moral“ angehängt, weswegen sich der Moritate nicht selten mit schwarzem Leibrock und Zylinder bekleidete, um das Theater vollständig zu machen.

Als die Wochenblätter und später die Tageszeitungen aufstammten, wurde der Moritatenjänger als Verbreiter der „neuesten Nachrichten“ überflüssig. Es half ihm auch nichts, daß er mit derben Gassenhauern, die natürlich

erst recht nichts mit dem Volkslied zu tun haben, sein „Geschäft“ zu retten ver sucht. Heute scheinen die Zeitungen durch Radio und Kino beiseitegeschoben zu werden. Die Technik drängt mit Riesen schritten vorwärts, nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der Nachrichten über mittlung. Wie sich das wohl nach 100 oder gar schon nach 50 Jahren gestaltet haben mag? Daz damit ein Stück Volksposie, wie es sich in Moritat und Bänkelsang offenbarte, unwiederbringlich zu Grabe getragen worden ist, steht allerdings auf einem andern Blatt.

Max Kuckel schließt mit einem Verzeichnis der Moritathefte und ihrer Verleger, wobei er Proben von Flugblättern im Stil der Originale und mit den ihrer Zeit gebräuchlichen Schrifttypen wiedergibt. Auch unser Johannes Gosselk, der das mecklenburgische Volkslied ebenso eifrig und erfolgreich studiert wie Max Kuckel das schleswig-holsteinische, macht das so in seinem Aufsatz „Das Drehorgellied auf seiner Wanderung durch Mecklenburg“ (Mecl. Monatsh. 1930, S. 379). Gosselk erzählt in seinem Aufsatz (also 1930), daß er rund 150 „Fliegende Blätter“ in seinem „Volkslieder-Archiv“ habe; heute sind es sicher viel mehr. Da kommen wir mit unserem winzigen Päckchen alter Leierkastensieder nicht mit. Aber sollten nicht bei den Bodenentrümpelungen in den letzten Jahren solche Blätter ans Licht gekommen sein? Wir würden jede Zuwendung freudig begrüßen und könnten, sobald es sich lohnt, eine kleine Sonderausstellung in unserem Heimatmuseum aufmachen. Sie würde beachtet werden. Fr. Buddin.

III. A. L. in Menzendorf. Die Callies-Urkunde von 1613, von der wir jetzt im Schönberger Heimatmuseum eine Photokopie liegen haben, hat folgenden Wortlaut:

Zu wisen sey himm Tedermenniglichenn, daß Im Jahr einn Tausent Sechshundert und dreizehenn, denn 20. Monats Tagt Augusti, für dem Edlein Gestrengn vnd Chrmesten Hermann Elamor Bonn Mandelschlöw, Stifts Haubtmann vndt Henning Dammonn Küchmeistern, deß Fr. Bischoppflichen Haufes vndt Ambts Schonenberge, Paull Kalließ Schmidt zu Menzendorff, als Kneuffer vnd Thim Gerdeß, daselbstem. Als Vorkeffer, seinn erscheinenn, vnd mitt einander mitt beliebung gedachter Beambtem, einenn Bestendigenn Kauff getroffen, denegestalt vnd Also, daß Thim Gerdeß, einen Kleinenn Ort Landeß, so fast mit Busche bewachseinn, Im Schar, nahe bei dem Schmiedehoesse, belegenn, etwa vonn einn Virell Scheffels Sahett, Paull Kalließ, dem Schniede, vmb, vnd für 10 Mark Lübsch: Erb, vnd Eigen Thümlich, Wolbedechtiglich, Vorkauft, Eingereumet, vnd Abgetretenenn. Inserum Gnedigenn Fürstenn vnd Herrnn Aber, An dem gewönschenn Pachtenn Underthenig wagenn, Und handt, Dienstenn Unschedtlich, Besondern es soll vnd will noch Jehrlich, Paull Kalließ, vonn solchem seinem zu sich gekauftenn Ortekenn Landeß dem Haufe Schonenberge zwoo Pachthuener gebenn, Auch daunon, daß gewönschliche Vorbitteldt, Jehrlich zu erleggenn Schuldig seinn, daß diefer Kauff also Vollenzogen, vnd Unwiederrüsch soll gehalten werden, Dabei seinn Ann Und über gewesenn, erlich die Fr. Beambtem wie Obem stehtet, Auch Ahmus vnd Heinrich Beneke, Beide zu Menzendorff wohnende, Es haben Auch mehr gedachte Beambtem, demselbenn Kauff zu Mehren vnd Vesterhaltung, nicht alleini Inß Ambt Buch Vortzeichnet, besondern auch einnem Jehrlichem, einem Kauff Brieff, Unter Ihrem gewöhnlichen handt vnd Siegell mitgetheilet, geschehenn wie Obstehet, Ao 1613 denn 20 Augusti.

Es handelt sich um einen Kaufvertrag, der am 20. 8. 1613 im Fürstlich bischöflichen Haus des Amtes Schönberg abgeschlossen ist. Der Schmied Paul Kalließ zu Menzendorf erwirbt von seinem Nachbar Thim Gerdeß ein Flurstück „Im Schar“, etwa $\frac{1}{4}$ Scheffel Ausaat groß und nahe dem Schmiedehoese gelegen, für 10 Mark Lübsch. Er verpflichtet sich nicht nur zur Zahlung

der gewöhnlichen Pacht, sondern will auch die herkömmlichen Wagen- und Handdienste leisten. Außerdem liefert er dem Hause Schönberg jährlich zwei Pachthühner und zahlt das ebenfalls übliche „Borbittelgeld“ (das „Vor- oder Verbittelgeld“ wurde von den Insassen oder Einliegern, aber nicht von den Bauern gezahlt; dagegen übernahm die Herrschaft ihren Schuh). Bei der Ausstellung des Kontraktes sind „Ain Bild über gewesen“, d. h. als Zeugen „an“wesend Asmus und Heinrich Beneke, beide in Menzendorf, und „über“ die Fürstl. Beamten, nämlich der Stiftshauptmann von Mandelslo und der Küchenmeister des bischöfl. Hauses Henning Dammann. Der Kauf ist im Amtsbuch verzeichnet, sowie je eine Urkunde mit Unterschrift und Siegel den Kontrahenten ausgehändigt worden.

Es dürfte bekannt sein, daß in alten Urkunden ein „v“ wie „u“ zu lesen ist.

J. Warnde.

IV. Röggelin, Roga. — In den „Mitteilungen“ 2/3 hat mich besonders interessiert, was Herr Stein über Röggelin mit dem slawischen Wortstamm *rog* schreibt. Dazu gehört auch mein Heimatdorf Roga, in welchem der Wortstamm *rog* wohl am deutlichsten zum Ausdruck kommt. *Rehnel* deutet Roga auch als Horn. Ich habe lange darüber nachgedacht — auch schon früher — wie das Dorf in seiner Lage ein Horn sein soll. Steins Topographie von Röggelin „auf einer in den Röggeliner See wie ein Horn vorspringende Halbinsel“ hat mir auf die Sprünge geholfen. Roga liegt am Südostabhang des Werders und wird durch den „Mühlenbach“ abgeschnitten, so daß es auf der Westseite mit dem Werder in Verbindung steht und auch wie ein Horn vorspringt. Es war mir sehr interessant, das endlich erkannt zu haben. Die Frage, die Herr Stein betr. Rehlin stellt, ist nach Schlie, „Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs“ Bd. 5, S. 578 dahin zu beantworten, daß nach Kühnels Deutung in Rehlin nicht der Stamm *rog* steht sondern *radu*, d. h. flink, bereit, froh. Rehlin = Ort des Radelns. Ich bin in Rehlin schon gewesen in Vertretung des Standortpfarrers. Der Ort ist so groß und mit Hallen bebaut, daß der alte Ort vollkommen verschwunden ist, so daß, wenn Rehlin = Horn sein sollte, es nicht mehr zu erkennen wäre.

Joach. Mützke.

V. Was bedeuten die Ortsnamen Meddewade (bei Bad Oldesloe) und Medewege (in Ostholstein und bei Schwerin in Mecklenburg)? In dem 1907 errichteten, grundlegenden Heimatbuch über den Kreis Stormarn von Ludwig Krahm †, Poppenbüttel, wird die Vermutung ausgesprochen, daß der seiner Bedeutung nach noch unerklärte Name des Dorfes Meddewade vielleicht wendischen (also slawischen) Ursprungs sei. Nachdem wir nun 1½ Jahr im Krieg mit Russland sind, habe ich an Hand von teils erbeuteten Generalstabskarten zahlreiche Ortsnamen sammeln können, die mit unseren „wendischen“ Ortsnamen eine augenscheinliche Ähnlichkeit und darum meistens die gleiche Bedeutung haben und dabei ein zahlreiches Vorkommen des entsprechenden Dorfnamens in der russischen Mundart festgestellt. Zum Vergleich seien hier mitgeteilt: Medwedewo, Dorf, 10 km südwestlich von Rjchem. Medwedewa, Dorf, 15 km nördlich von Tschowatschchina*. Medwedewa, Dorf, 18 km nordöstlich von Jarzewo*. Medwedewka, Dorf, 20 km nördlich von Barißoff (a. d. Berejina). Medwedewki, Dorf, 3 km südwestlich vom Flecken Glubokoe (100 km östlich von der Stadt Swenzjani). Medvediza, Dorf, im Quellgebiet der Tschuga südwestlich von der Stadt Rjchem. Medjedjed, Dorf, 35 km südöstlich von der Stadt Kritschew. In Südrussland fließt die Medwediza zum Don. Die Ähnlichkeit dieser Namen mit dem Namen Meddewade (wo bei sprachliche Veränderungen durch geschichtliche Entwicklung zu berücksichtigen sind).

*) Tschowatschchina und Jarzewo liegen nordöstlich von Smolensk.

sichtigen sind) ist so auffällig, daß man wohl mit Recht eine gleiche ursprüngliche Bedeutung annehmen darf. Diese dürfte von dem slavischen Wort für „Bär“ (in der russischen Aussprache ungefähr Mäwädj lautend) abzuleiten sein, dessen eigentliche Bedeutung „Honigfresser“ ist. Dennach haben um die Zeit, als die Wenden im Travegau sich anstiedelten, bei Meddewade wahrscheinlich Bären sich noch recht zahlreich herumgetrieben. Dieselbe Deutung darf man auch auf die Ortsnamen Medewege (in Ostholstein und bei Schwerin in Mecklenburg) anwenden, ferner vielleicht noch auf die Namen Meddow, Matzwitz und Mitweida (Sachsen), Madü-See in Pommern und Medewegen im pommerschen Kreis Radow. — Der Bär hat wahrscheinlich die Wendenzeit im Gebiet unserer Heimat, also das 12. Jahrhundert, noch überlebt; seine Vollstümlichkeit fand Ausdruck im Beinamen des Askaniers Herzogs Albrecht, wir Rostitzer Landleute kennen ihn als Wappentier des alten Adelsgeschlechtes von Carlow; auffallend ist, daß es bei uns nur wenige deutsche Ortsnamen gibt, die auf Meister Bär hindeuten (Bärwalde i. Pommern); Bernburg an der Saale dürfte seinen Namen nach Herzog Albrecht führen, und unsere Reichshauptstadt führt den Bären im Wappen, obwohl der Name Berlin sprachlich nichts damit zu tun hat. Siehe auch Kühnel „Slav. Ortsnamen“.

Otto Stein.

VI. Zur Geschichte des Schönberger Bauhofes (Mitteilungen 1942, Nr. 2/3) einige Berichtigungen und Zusätze. — Das auf der Titelseite des Bestes abgebildete alte Torhaus ist nicht 1913, sondern 1922/23 abgebrochen worden. Die beiden Zimmerleute Heinrich Kreutzfeld und sein Schwager Hans Freitag waren dabei beteiligt und bauten sich aus dem Abbruchmaterial ihr Doppelhaus auf dem Pöppelberg (jetzt Engenstraße Nr. 4 und 2). — Auf Seite 23, Mitte, ist Lenzschow selbstverständlich ein Rupendorfer Hauswirt, kein Petersberger. Lenzschow war es, der den Schönberger Jäger Schlange pflegte, weil er meinte, das sei plattdeutsch und darum richtiger. Schlange wiederum ist vielfach der „Held“ in einer Reihe von fiktiven Jagdgeschichten, die Wilhelm Bode in Ollendorf († 10. 11. 1928 im fast vollendeten 87. Lj.) zu erzählen pflegte und die er teilweise in Reimen zu Papier gebracht hat. Hier ein Beispiel:

De Jäger Snaack bar uns mitnahmen
Se sät, wi sünn mal mit em kamen
Um sünn de Buddel nich vergäten,
Wi sünn in Holln je Frühstück äten.

As wi nu'n Enn in'n Holt wieren gahn,
Blint uns Fründ Snaack up einmal stahn
Un seggt: „Hier is den Dachs sien Bu,
Den Spaden her, rut fall hei nu.“

Wi stünn nu up den Gwer haben
Un seig'n, wi hei deir rinnergraben,
Un seig'n, wi hei sic rinner beult
Un as un tau mit'n Ladstock feult.

Tu wier Fründ Snaack of gornik bäng'n
Bei deer mit'n Arm nah 't Lock einlang'n.
Snaack, best du em? so säden wi —
Nee, seggt Snaack, nee, nu heit hei mi!

Die Begebenheit ist für den Jäger, der von dem Dachs in die Hand gebissen wird, nicht gerade erheiternd, aber das, was der Dichter Wilhelm Bode daraus gemacht hat, ergöhte weit und breit die Zuhörer um so mehr. Immer wieder muß man sich wundern, wie stark solche Verse im Gedächtnis unserer Landbevölkerung haften. Das hier abgedruckte „Gedicht“ wurde mir erst kürzlich von einem 80jährigen Mann ohne sonderlich viel Nachgrübeln in die Feder diktiert! Der Jäger Georg Schlange, geb. 17. 5. 1826 in Befenberg, wohnte in Schönberg, wo er dem Oberförster Dankwarth (gest. 2. 2. 1875 im Alter von 69 Jahren) zur Hand gehen mußte. Schäugungsweise muß er um 1864 ins Herzogtum zum Zweck seiner Anstellung als Förster zurückgekehrt sein, denn er hat dort 4. 10. 1864 geheiratet. Seine Frau Auguste geb. Straßen war die Tochter des Lehrers Karl Straßen in Fürstenjee b. Feldberg. Dort in Fürstenjee ist er 14. 6. 1885 als Förster gestorben. Sein alter Freund Joachim Heinrich Lenzschow in

Rupensdorf lebte damals noch († 1887), doch was man so als „alt“ sich vorzustellen pflegt, trifft bei beiden nicht zu: „Snaaf“ ist noch keine 59 geworden. Das ist Lüd Segg: „Du dörfst den Däwel nich an de Wand malen!“ Dazu wieder eine kleine Geschichte. Ins gauden Dags kümmt Snaaf bi Lenzchow in de Döör un seggt: „Jochen Hinnit, du mögt mi ein von dien beiden Pierd leih'n.“ „Mein Pierd? wat wüsst du denn mit mien Pierd?“ „Ja, Jochen Hinnit, dat will ic di seggen: ic will nah Dierkenmudder in Samkow rieden un will von ehr Abschied nehmen.“ „Abschied nehmen? wo ans denn dat? wüsst du von uns weg?“ „Ach nee, ic will mi dat Leben nehmen. Ich mag nich mihr. Lat mi dien Pierd, ic bring di dat hüt abend taurüg.“ Na wat hett Gott ta daun, Jochen Hinnit Lenzchow giwt em dat Pierd, un Snaaf ritt nah Samkow. Dor kümmt hei bi Dierkenmudder up de Däl un makt'n Gesicht, as fehlen em achtunviertig Schilling an'n Dahler. „Mein Gott, Slangen,“ seggt Dierkenmudder, „wat is di un wat schab' di un wo süst du ut? un denn kümmt du tau rieden?“ „Ja, Dierkenmudder, dat segg man, mi is heil schlecht tau Sinn. Ich will mi dat Leben nehmen un will Abschied von di nehmen.“ „Dat Leben nehmen? — Du?, worüm denn dat!“ „Ach, Dierkenmudder, wat soll ic noch. Ich hew keinen Schilling Geld mihr, wat hew ic denn noch von dat bätzen Leben. Ich will hen un mi dotscheiten.“ „Ach gah doch, Jung, wat snackst du dor. Du warst doch sowaß nich daun. Kein Geld mihr, un dorüm wus du di dat Leben nehmen? Nei, mein Jung, dat saßt du nich. Täuf mal'n Ogenblick.“ — Dormit löppt de Ollsch nah ehr Schatull und haalt 'n Büdel mit Dahlers rut. „Kümmt her un lang mal rin.“ Snaaf setzt sich dat nich zweimal seggen. Hei langt mit de Hand tau un stützt sich 'n Göps bull in de Tasch. „Kann't nochmal?“ seggt hei. „Ja, mein Jung, lang man noch eins rin. Du saßt di dat Leben nich nehmen.“ Snaaf langt nochmal tau, un donn is hei werre idel vergnügt, itt un drinkt düchtig, sett sich up't Pierd un ritt werre fröhlich nah Rupensdörp. (Nach einer Erzählung von unserem verstorbenen Förster Heinrich Schulze, der sie von seinem Vater hatte.) —

Auf Seite 24, Mitte, ist Sarow bei Törpin als in Holstein gelegen bezeichnet. Das stimmt nicht. Der Ort liegt in Vorpommern. Bd.

VII. Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum. Fortsetzung vom Novemberheft 1942.

1942

14. 9. Oberstleutnant Kühnel, Saalfeld	. . . . .	30,— RM
19. 9. N. N., Schönberg	. . . . .	5,— "
19. 9. Kaufmann Hartwig Holst, Stettin	. . . . .	5,— "
19. 9. Museumsleiter Hainmüller, Waren	. . . . .	10,— "
9. 10. Zeichenoberlehrer Walter Gotsmann, Neustrelitz	. . . . .	3,— "
24. 12. Oberstleutnant Kühnel, Saalfeld (2. Gabe)	. . . . .	20,— "
Zusammen		73,— RM

Auch diesen Spendern unseren herzlichen Dank. Wir haben jetzt 890,40 RM für unser Museum, müssen aber die Entwicklung der kriegsbedingten Verhältnisse weiter abwarten, bis wir ausführen können, was wir uns vorgenommen haben.

Unser Kassenwart bittet die Postbezieher unserer Mitteilungen, auf die beigegebene Zahlkarte zu achten. Der Jahresbeitrag für 1943 ist fällig.

Bd.

An die Mitglieder

Mit diesem Hefte treten die Mitteilungen unseres Heimatbundes in ihrem 25. Jahrgang. Die drei letzten Jahrgänge 1940—1941—1942 sind wieder in einem *Inhaltsverzeichnis* zusammengefaßt, das sich aus bekannte Ursache nicht nur auf jährlich drei Hefte beschränken, sondern auch sonst zwecks Raumersparnis im Druck zusammendrängen lassen mußte. Wenn es irgend möglich ist, soll nach Ablauf des Jahres 1943 ein „Personen- und Sachregister“ zusammengestellt werden, wie es der Üblichkeit entspricht.

Immer wieder wünschen neu eingetretene Mitglieder die Nachlieferung der bis jetzt erschienenen Jahrgänge unserer Mitteilungen. Das freut uns, denn es ist ein Beweis für die Verbundenheit der Radeburger mit ihrer Heimat. Aber leider konnten wir in der letzten Zeit nur mit den Heften von 1925 an dienen, die früheren sind entweder überhaupt vergriffen oder doch so rar geworden, daß lückenhafte Jahrgänge damit nicht mehr zusammengestellt werden können. Es wäre uns zu helfen, wenn man im Nachlaß verstorbener Mitglieder oder sonstwie nicht mehr sonderlich bewertete „Mitteilungen“ fände und dabei an uns dächte. Meine Bitte ist nicht neu: ich darf meinen Dank für gar nicht so seltene Zuwendungen der angedeuteten Art auch an dieser Stelle wiederholen. Aber es langt noch nicht!

Dann noch eins. Wir haben in unserem Museum die Jahrgänge der alten „Wöchentlichen Anzeigen“ von 1831 an, eine vorzexzilche Quelle für Heimatforschung, insbesondere auch für die familiengeschichtliche. Leider fehlen uns 1875 und 1885. Sollte da nicht irgendwo noch etwas zu haben sein?

Bd.

Chronik des Vereins

Die sonst üblich gewesenen Sommerausflüge mußten für 1940 und 1941 selbstverständlich auch für 1942 ausfallen.

Über die erste Mitgliederversammlung am 28. April 1942 bei W. Bone wurde bereits im vorigen Hefte berichtet. Es sind Kassen- und Jahresbericht verlesen worden.

Am 20. November 1942 (Freitag) fand im Schützenhaus die zweite Mitgliederversammlung statt. Rund 30 Personen waren anwesend. Es sprach Herr Mittelschullehrer Bitense, Lübeck, ein geborener Schönberger, über das Thema: „Ziegeleien des Mittelalters mit besonderer Beachtung der mecklenburgischen Beziehungen.“ Der geschätzte Redner hielt bereits am 13. 9. 1933 im Heimatbund einen Vortrag über: „Unsere Haustiere in Sitte, Brauch und Glauben.“ Seine Vorliebe für volkskundliche Forschung führte ihn später auf das jetzt behandelte Gebiet, auf dem er in mühevoller, jahrelanger Arbeit sich das nötige Wissen erworben hat. So konnte er uns, von Lichtbildern unterstützt, eine anschauliche Darstellung des Ziegeleibetriebes vorführen, den wir nach siegreicher Beendigung des Krieges in neuer Blüte sich entfalten sehen werden. Wir erinnerten uns auch an die Gesellschaftsfaarten, die Herr Bitense vor dem Kriege einrichtete und leitete und an denen zahlreiche Mitglieder unseres Heimatbundes teilzunehmen pflegten.

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Sonnabend, den 8. Mai 1943, abends 8 Uhr
in „Spehrs Hotel“ (E. Fründt):

I. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen
2. Kassen- und Jahresbericht
3. Vortrag von Herrn Lehrer Gosselck-Rostock:
„Aus 700 Jahren Rostocker Geschichte“
(Mit farbigen Lichtbildern)
4. Herr Rektor Meese liest ein Kapitel aus „Was mein
einst war!“ von Johannes Gosselck

Voranzeige

Donnerstag, den 20. Mai 1943,
im Gesellschaftshaus W. Boye:
(Großer Saal)

Herdabend

Es liest:

Hans Langmaack

Die beiden Gruppen der vorgesehenen Lesungen werden von
plattdeutschen Männerchören des Schönberger Gesangvereins
eingeleitet



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Räzburg

Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

25. Jahrg. Juli und November 1943 Nr. 2/3

Alle Rechte vorbehalten

Verlag Emil Hempel, Schönberg (Meckl.)



Der Verein führt den Namen:

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Propst H. Rüdiger, Kaufmann W. Molzow, (fr. Bürgermeister), Forstmeister a. D. P. Kaysing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Meckl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pf. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 24 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht.

Geldsendungen für den Heimatbund f. d. Fürstentum Ratzeburg auf Postscheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Auf der Titelseite: Bild vom Heimatmuseum auf den Platz „An der Kirche“, Gentälde von Ernst Vollbehr. — Aus dem Leben und Wirken von Professor Vollbehr, dazu in zwei Fußnoten seine Bekanntschaft mit Geheimrat Prof. Dr. Range in Deutsch-Südwest und mit dem Kunstmaler Robert Haas an der Westfront 1914—18. Vom Herausgeber. — Wallrücken im Fürstentum Ratzeburg. Mit 4 photogr. Aufnahmen. Von Dr. Paul Range, Berlin. — Bernstein als Geschiebe. Von Egon Kummerow, Rüdersdorf b. Berlin. — Zur Erklärung des Namens Mauritius. Von Otto Stein. — Was bedeutet der Ortsname Meddewade? Von Aug. Kosch, Reinbek i. Holstein. — Zeuge Krishan Holtfräter. Von Heinrich Alexander Stoll. — Mortarit und Bänkelfang in Niederdeutschland. Von Johannes Gossfeld. — Kleine Mitteilungen: Heimatkalender (Bd.). — Die Sippe der Schönberger Burmeister (Hinweis auf eine Artikelreihe von Buddin im Schönberger Anzeiger). — Die Faasch in Schlag-Sülsdorf (Vt. Rud. Faasch, Hamburg). — Vorgehistorische Getreidearten (Dr. Stierling). — Jubiläumsspende für das Heimatmuseum (ab März 1943).

Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rügenburg

25. Jahrgang

Juli/Nov. 1943

Nr. 2/3



Glick vom Heimatmuseum in Schönberg auf den Platz „An der Kirche“

Gemälde von Ernst Vollbehr — Original im Privatbesitz

Am 1. Juli 1943 erschien im „Schönberg-Rehnaer Anzeiger“ folgendes
Inserat:

NSDAP.

Sonnabend, den 3. Juli, abends 8 Uhr
im Sitzungssaale des Landratsamtes

Lichtbilder-Vortrag
von Prof. Ernst Vollbehr, Berlin

Zu diesem Vortrag ist jedermann eingeladen.

Der Ortsgruppenleiter.

Der Vortrag hat stattgefunden. Aus dem ungewöhnlich starken Besuch war zu schließen, daß man auch in Schönberg um den weltbekannten Künstler wußte. Freundschaftliche Beziehungen, bei Gelegenheit seines Vortrages gefügt, waren der Anlaß, daß er, als für seine Wohnung in Berlin-Charlottenburg die Bombengefahr drohte, einer Einladung folgte und mit seiner Gattin zusammen sich in Schönberg eine Häuslichkeit einrichtete.

Man spricht von „Liebe auf den ersten Blick“. So etwas muß hier vorgegangen sein, denn unser kleiner Ort, an dessen Vorhandensein nicht mal alle Mecklenburger glauben und dessen Name so wohlfeil ist (es gibt allein als Postort nicht weniger als 28 im lieben deutschen Vaterlande), so wohlfeil wie Schulze und Müller im Adressbuch; unser Schönberg kann sich auch seiner historischen Bedeutung rühmen wie etwa Gadebusch, in dessen Nähe Theodor Körner gefallen ist, oder Gutin, der Geburtsort eines Karl Maria von Weber, aber schon müssen wir doch sein, denn am 1. August ist der Herr Professor gekommen, und seither malt er mit einem Eifer, als wäre er noch in Brasilien oder in Afrika, in Indien oder in Japan oder gar in einem Flugzeug über dem Schlachtfelde von Verdun. In unserem Heimatmuseum hat er sich mein Arbeitszimmer zum Atelier einrichten lassen und dort schreibt er, dessen gewandte Feder ihn auch schriftstellerisch über den Durchschnitt unseres Literatentums erhoben hat, an seinen Büchern, sobald ihm eine Abwechslung nötig erscheint. Wir können von seinen farbenprächtigen Bildern, die er in Schönberg und dessen Umgegend gemalt hat und die zum größten Teil bereits in Privatbesitz übergegangen sind, leider keins im Druck wiedergeben, denn dazu reichen unsere technischen Hilfsmittel nicht. Doch hat er uns erlaubt, auf der Titelseite dieses Heftes im einfachen Schwarzweiß ein Gemälde zu bringen, das er von der Tür unseres Heimatmuseums aus entworfen hat. Das Original ist verlaufen und befindet sich im Privatbesitz. Im übrigen müssen wir uns damit begnügen, unseren Lesern etwas von dem Werdegang des Künstlers zu erzählen. Das soll im folgenden geschehen.

Ernst Vollbehr ist am 25. März 1876 in Kiel geboren. Von der Realschule, die er dort besuchte, brachte er die berüchtigten Schulmeister-Bieren mit nach Hause, die eine im — Zeichnen (als eifriger Briefmarkensammler erwarb er seltene Stücke dadurch von seinen Mitschülern, daß er ihnen die Hausaufgaben anfertigte, sich bei den eigenen jedoch auf seine linke Hand verließ, aus der sein Zeichenlehrer die hervorragende Begabung nicht zu erkennen vermochte), die andere im Aufsatz, was der kritisierende Herr Doktor mit einem „zu phantastisch“ begründete. Nach absolviert Schulzeit meldete er sich als Freiwilliger beim Seebataillon, weil er hoffte, dort bald Gelegenheit zu Reisen in die weite Welt zu haben. Aber der Oberstabsarzt meinte, er dürfte die zukünftigen Admirale nicht nach dem von ihnen in Aussicht gestellten Heldenmut beurteilen, sondern nach ihrem Brustumfang, und der sei einstweilen noch ungenügend. So kam es, daß er den Boxerkrieg in China (1900) und auch die Kämpfe gegen die Hereros in

Südwest (1904—06) nicht mitmachte, aus denen seine Altersgenossen mit nicht gerade flammender Begeisterung zurückkehrten.

Dagegen führte der Musterungsbescheid in Kiel zu einer Folge, die seinem Lebensweg eine ganz andere Richtung gab. Sein Vater hatte einige Zeichnungen des Sohnes ohne dessen Wissen an Professor Wilbrandt, den bekannten Hoftheatermaler in Schwerin, gesandt, der sofort die Begabung des 17jährigen Jünglings erkannte und brieflich den Wunsch äußerte, ihn als Schüler anzunehmen. Dort ist Ernst Vollbehr 1½ Jahre gewesen. Dann kam abermals eine Wende, als die Dekorationsmalerfirma Michaelsen in Wismar bei Meister Wilbrandt anfragte, ob er jemand habe, der für das Wismarsche Theater einige Dekorationen ausführen könne. Wilbrandt schickte den jungen Vollbehr, und dieser hatte gleich mit seiner ersten Arbeit, der Venusmuschel im „Tannhäuser“, einen glänzenden Erfolg. Da der alte Wilbrandt bald darauf starb, entschloß sich der Gesieerte, bei Meister Michaelsen als ganz gewöhnlicher „Anstreicherlehrling“ zu bleiben, um die technischen Kniffe der Malkunst handwerklich zu erlernen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß man damals in Mecklenburg auf die Freilegung altgotischer Wandmalereien, die man unter dicken Kalkschichten mancher alten Kirchen hervorholte, eine Wut bekam und sie restaurieren ließ. Mit diesen Arbeiten wurde die Firma Michaelsen beauftragt. So kam es, daß Ernst Vollbehr die großen Kirchenfresken in Wismar, Rostock, Doberan und anderswo mit seinem Freund Otto Gollmann (heute Dekorationsmaler in Chemnitz) zusammen ausführen durfte, was für seine Weiterbildung von größtem Vorteil war. Über alle diese Dinge plaudert der Künstler gar unterhaltsam in den Aufangskapiteln seines köstlichen Buches „An den Fronten des Lebens“, das später der Luftwaffenführungstab herausgegeben hat (Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig 1935). Anderthalb Jahre dauerte auch der Aufenthalt in Wismar, dann studierte er am Kunstgewerbemuseum in Berlin, später Porträt in Dresden, München, Rom und schließlich längere Zeit in Paris. Hier erwarb er sich seinen Lebensunterhalt durch Porträtmalerei, wobei (so schreibt er) „die gemalten jungen Damen zwar begeistert waren, nicht aber die dazugehörigen Papas und Mamas, und vor allem die bösen Tanten nicht, die immer „oben“ etwas an und „hinten“ etwas weggemalt zu haben wünschten.“ Nein, das Porträtmalen gefiel ihm der bösen Tanten wegen nicht mehr, daher nahm er — es war 1895 — mit Freunden die Aufforderung der österreichischen Regierung an, eine Expedition in das damals noch unerforschte türkische Albanien als Maler mitzumachen. Zwecks Erlangung der Einreiseerlaubnis mußte er sich erst dem Sultan in Konstantinopel vorstellen und erlebte dann eine unter den Stämmen der Eingeborenen ausgebrochene „Revolution“, wobei er es aber lernte, die eigenartigen Landschaften und Bevölkerungstypen sehr schnell und sicher zu malen. Nach Paris zurückgekehrt findet er einige Aufträge nach Madeira vor, worauf er beschließt, nach dort zu fahren. Bei grimmiger Kälte in Nacht und Nebel sticht er vom Hamburger Hafen aus in See. Unterwegs macht er die Bekanntschaft von drei Herren, die der Reisegesellschaft weiß machen, sie seien Direktoren eines Flohzirkus und wären auf der Fahrt nach Brasilien, um dort ihre Bestände zu ergänzen. In Wahrheit sind es drei Gelehrte, darunter allerdings ein Zoologe, die auf einer Expedition in das Gebiet des Amazonenstromes begriffen sind. „Wissen Sie, Herr Vollbehr“, sagt einer von ihnen, nachdem man ihn beim Malen beobachtet hat, „Sie müssen mit uns in die Tropen kommen, ein Mensch wie Sie würde vor lauter Farbe dort geradezu trunken werden.“ Aus dem Vorschlag wird Wirklichkeit. Ich schreibe, wieder um damit eine Probe seiner schriftstellerischen Darstellungskunst zu bieten, aus seinem Buche „Vom Leuchten und Welt“, die Lebensfahrt des Malers Ernst Vollbehr (Ullstein-Verlag, Berlin, 1935) ab. „In Brasilien am Rio Negro, Nebenfluß des Amazonenstromes, aus Lehm gebaute Wohn-

hütten der Mestizen. Es war ein feuchtes Ringen mit einer Natur, die, einem Fabelwesen im alten deutschen Märchen vergleichbar, immerfort ihre Gestalt wandelte. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang, wenn die Nacht noch in blauen Zeichen zwischen den Bäumen hing, hinaus, um zu malen. Nie zuvor hatte ich so gearbeitet. Die ersten Tage nur in Öl; aber da war es, als wenn die Natur mich zum König der Insekten ernannt hätte. Zu Tausenden umschwirrten sie mich, ständig sang ihr schrilles, durchdringendes Summen neben meinem Ohr, sie stürzten sich, vom Geruch des Terpentin angelockt, auf das Bild und blieben in der feuchten Farbe hängen, die durch die enorme Aquatorhitze zerfloß. Der Arzt meinte, daß ich der Gelbfiebergefahr mich aussetze, da die Anopheles, die Malariaeule, dem penetranten Geruch nachflöge. — Es war unmöglich, weiterhin in Öl zu malen, ich ging zum Aquarell über. Gleich das erste Bild war ein Volltreffer: Ein Urwaldbild im Morgentau, im saftigsten Grün prangend, brachte ich heim und stellte das Bild, vor Sonnenstrahlen geschützt, in meiner Hütte auf. Als ich es am Abend meinen Freunden zeigen wollte, war ich wie vom Schlag gerührt: der Wald sah aus, als sei er von Heuschrecken überfallen und bis auf das letzte Blatt kahl gefressen. „Schneideameisen“, sagte lachend mein Gastgeber, nachdem er das Bild aufmerksam durch die Lupe betrachtet hatte, „die Tiere sind durch den Süßstoff, der den Wasserfarben als Bindemittel beigegeben ist, angelockt worden, und Grün ist anscheinend besonders süß.“ — Von nun an habe ich für alle meine Tropenbilder nur noch Tempera benutzt. Der seifige Zusatz, den diese Farbe der alten Meister enthält, verscheucht das Getier, und auch, wenn Sonnenstrahlen ein Bild treffen, so weichen die Farben nicht so schnell wie beim Aquarell und dunkeln nicht nach wie die Ölfarben.“

Der Aufenthalt in den Tropen ist lebensgefährlich für jemand, der sich noch nicht an ihn gewöhnt hat. An Bord der „Antonia“, die ihn nach Brasilien brachte, fährt Vollbehr zunächst nach Madeira, um seine Aufträge dort zu erledigen, und kehrt dann nach Hamburg zurück, wo die Hamburg-Amerika-Linie zwei große Schnelldampfer von ihm ausgemalt haben will. Das wird natürlich gut bezahlt, sodaß ihm die Mittel zur Verfügung stehen, um nach Ost-Afrika, das schon seit 1885 und auch noch nach Abgabe eines Teiles im Austausch mit Helgoland 1890 unsere größte deutsche Kolonie ist, zu reisen. Nach kurzem Aufenthalt dort geht die Fahrt auf dem Dampfer „Gertrud Woermann“ nach Deutscher Südwest, unserer ältesten deutschen Kolonie (bereits 1883 gegründet und 1884 unter deutschen Schutz gestellt), einst als Lüderitzland auch wegen der Diamantensunde dort viel genannt. Hier an der Lüderitzbucht ist der Großkaufmann Adolf Woermann selbst sein Gastgeber. Aber dann durchquert Vollbehr, immerfort eifrig malend, das weite Land über Keetmanshoop und Swakopmund hinaus bis nach Windhuk. Das Heft Nr. 19 von Schaffsteins Grünen Bändchen hat den Titel „Im Lande der deutschen Diamanten“ Tagebuch von einer Reise in Südwest von Ernst Vollbehr. Ein kleiner Abschnitt daraus möge hier folgen. Es heißt da auf S. 36: „Es waren mindestens 40 Grad Wärme, aber dennoch muß ich sagen, daß ich die trockene Hitze in Süd-West nicht so unangenehm empfunden habe, wie die feuchtschwüle in Ostafrika. Die Bahn von Lüderitzbucht steigt fortwährend, wir befanden uns bereits 1500 Meter über dem Meere. Gegen Abend war Kuibis erreicht; der Zug hielt dort für die Nacht, um am anderen Tage nach Keetmanshoop weiterzufahren.“

Eine Karre, mit vielen Maulstieren bespannt, brachte uns darauf nach der Geologenstation des Herrn Dr. Range.*). Das war wirklich eine Oase in-

*) Herr Dr. Paul Range, von 1906 bis 1914 Leiter der Bohrbohrungen in Deutsch-Südwest, wurde am 1. Mai 1879 in Lübeck geboren. Als der Weltkrieg ausbrach, trat er als Offizier ins Heer ein, wurde schon 1914

mittend der Wüste. Blumen, wohlgeschmeckende Weintrauben, Tomaten, Gurken, Mais blühten und reiften unter den Afazien, die unserem großen Stein-eichen gleichen. Wie kam solch ein Paradies hierher? Hier war Wasser gebohrt und auch reichlich gefunden worden. Acht Bohrtürme werden von Suibis ausgeschickt, um ihre Untersuchungen vorzunehmen. Dr. Range gibt nach seinen wissenschaftlichen Beobachtungen die Stellen an, wo Bohrungen erfolgversprechend sein können; selbst in der Kalahari haben seine Bohrungen Wasser festgestellt. Es waren herrliche Tage, die ich auf dieser Station als Gast zubrachte. Das schöne geräumige Haus war mit breiten schattigen Veranden umgeben. Hier wurden die Mahlzeiten eingenommen, hier genoss ich mit den Freunden die schönen Abendstunden, mit dem Blick in den freundlichen Garten, der täglich mit dem reichlich vorhandenen Wasser bedacht wurde.“ Mit der Wasserfrage steigt und fällt der Wert von Süd-West, so urteilt der Verfasser des Büchleins, das er für unsere Jugend geschrieben hat. „Ganz besonders,“ so sagt er, „gilt das auch für Windhuk, und es ist eine Lust, sich die Farmen dort anzusehen. Das Wasser wird durch Windmotore in gebaute Bassins gepumpt und dann über das Land verteilt. Stellenweise stehen dort die Bannanen dicht gedrängt, und die besseren geben sogar zweimal Ernte!“ — Nicht ohne Wehmut trennt sich Vollbehr von dem hoffnungsfrohen Lande, um zunächst Kamerun und Togo zu besuchen und dann heimzukehren. Kamerun, ebenfalls bereits seit 1884 deutsche Kolonie!

Der ganze Tropenzauber umsingt mich, als ich nach langer Zeit wieder den Fuß auf die Erde Afrikas setzte,“ so beginnt das Buch „Mit Pinsel und Palette durch Kamerun, Tagebuchaufzeichnungen und Bilder“ von Ernst Vollbehr (Verlag List und von Bressendorf, Leipzig, 1912). Auf 188 Seiten bringt es in 52 Kapiteln mit reichstem bunten Bildschmuck die Erlebnisse des Verfassers in den Jahren 1912—13. In Togo schließt er Freundschaft mit dem dortigen Gouverneur Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg (dem „Kolonialherzog“, der kürzlich seinen 70. Geburtstag gefeiert hat). Dem Aufenthalt in Kamerun und Togo folgt eine weitausgedehnte Reise durch Asien—Ost. China und Japan, die Philippinen, vor allem aber ist es das herrliche Indien, von dem der Künstler gefesselt wird. Er berichtet darüber in seinem bereits angeführten Buche „Bunte leuchtende Welt“, wo vor allem aus Indien eine große Zahl farbiger Tafeln, von fesselnden Proben seiner Erzählkunst umrahmt, beigegeben sind. In Heiderabād ist es, wo er die Bekanntschaft eines der reichsten Maharadjas macht. Der junge Prinz hat in Berlin studiert und ist ein fein gebildeter Mann. Er bezahlt ein von ihm gewünschtes Bild mit einem Blanko-Scheck, den er nur mit seinem Namen unterzeichnet, im

verwundet und nach erfolgter Gesundung der türkischen Armee als K. O. (Kaiserlich ottomanischer) Major zugeteilt. Seit 1919 Regierungs- und Bergrat wurde er 1922 zum Geheimen Bergrat ernannt. Seit 1932 ist er Professor für Kolonialgeologie an der Universität Berlin. — Als Mitarbeiter des Reichsamtes für Bodenforschung hat er bei der geologischen Landesaufnahme im Gebiet der Hansestadt Lübeck und Umgebung die Feldarbeiten zur Neuherausgabe der geologischen Karte für dieses Gebiet als freiwilliger Mitarbeiter durchgeführt und auch die Textausgabe der Beihete verfaßt. 1935—38 war er Vorsitzender der Deutschen Geologischen Gesellschaft.

Geheimrat Range ist ein warmer Freund unseres Heimatbundes. Seit dem Tode von Geinitz (9. 3. 1925) war er uns ein stets hilfsbereiter wissenschaftlicher Berater, und für unsere „Mitteilungen“ hat er eine ganze Reihe erdgeschichtlicher Arbeiten, zum Teil mit Beigabe von Kartenfisszen nach eigenen Entwürfen, geschrieben. Er ist der Verfasser des nächstfolgenden Aufsatzes über unsere Wallberge.

übrigen aber den Herrn Vollbehr bittet, die von ihm beliebte Summe hereinzuzahlen. Indische Höflichkeit!

Es folgt in dem uns vorliegenden Buch das 12. Kapitel: Der Weltkrieg. Vollbehr berichtet: "Am 2. September 1914 wurde ich durch eine Depesche des Generalstabs in Berlin als Kriegsmaler für die Westfront zugelassen und nach Trier zur weiteren Befehlsentgegnahme beordert. Aus dem Kolonialmaler wird der Kriegsmaler. Seine erste Veröffentlichung als solcher ist das Kriegsbildertagebuch über die Schlacht an der Aisne (Verlag F. Bruckmann, München, 1915). Dann folgt „Beider Heeresgruppe Kronprinz. Zweites Kriegsbildertagebuch von Ernst Vollbehr“ (im gleichen Verlag 1917). Kronprinz Wilhelm schreibt selbst dazu das Vorwort. Es lautet: „Indem ich das Buch der Öffentlichkeit übergebe, möge dem eifrigen und unerschrockenen Verfasser, der die Motive zu seiner Darstellung in vorderster Kampffront, vielfach im feindlichen Feuer und umgeben vom Grauen des Kampfes der Wirklichkeit abgelauscht hat, an dieser Stelle gedankt sein.“ Vier Jahre lang hat Vollbehr im Brennpunkt der Schlachten an der Westfront zugebracht.*). Von den blauen Hängelketten der Bogesen," so schreibt er, „bis hinunter in die von Granaten zerhackten Marschen Flanderns habe ich das große Ringen unseres Volkes miterlebt und mitgemalt. So entstanden viele Hunderte meiner Originalskizzen, die den Grundstock zur Vollendung des 1250 Bilder umfassenden Werkes „Dokumente der Westfront“ bildeten.“ Vom Kaiser wurde ihm der Hohenzollernsche Hausorden mit Schwertern verliehen, und selbstverständlich erhielt er auch das Eh. L. In dem eben genannten 12. Kapitel des Buches „Bunte leuchtende Welt“ greift der Verfasser aus der Überfülle des Erlebten nur zwei Bilder heraus: Verdun und Douaumont, die dann allerdings unvergleichlich passend erzählt sind. Es trifft sich, daß der Künstler im September 1918 auf der „Dresden“ eine Patrouillenfahrt mitmachen darf, wo bei er vier Wochen lang Leben und Treiben an Bord eines Kriegsschiffes malt. Dann kommt das Ende, die marxistische Saat geht auf, die Waffen müssen aus der Hand gelegt werden, der Krieg ist aus. Was nun?

*) Während dieser Zeit war der 1898 zu Heilbronn im Schwabenlande geborene Kunstmaler Robert Haas der „Malbursche“ des Professors Ernst Vollbehr und als solcher auch sein Schüler. Robert Haas trat gleich nach Kriegsbeginn als 17jähriger Freiwilliger in den Heeresdienst, wurde 1915 als Ordonnanz dem Professor überwiesen und blieb ihm zur Seite bis zum Kriegsende, wo er, mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, seinen Wohnsitz in Cottbus nahm. — Robert Haas hat für unser Landratsamt, das am 1. Juli 1937 in Betrieb genommen worden ist, den reichen Bildschmuck darin geschaffen. Gleich dem Eingang gegenüber fällt ein Kolossalgemälde auf, das ein Ackerfeld mit einem darüber hinwegschreitenden „Säemann“ darstellt. Desgleichen hängt ein ebenfalls sehr großes Bild am Treppenaufgang: „Marsch zur Feldherrnhalle am 9. November“, mit den Führern der Bewegung in Lebensgröße. Ein Bildnis Adolf Hitlers selbst hat der Landrat in seinem Arbeitszimmer, dazu eine Landschaft „Pflügender Bauer“. Im kleinen Sitzungssaal stehen wir eine Gesamtansicht auf unsere Stadt und in den oberen Fluren kleinere Bilder, meist mit einer Landschaft als Motiv, darunter eine solche mit einem Blick auf Kl.-Siemz. Gleicherweise hängen dann noch mehrere Bilder in den Amtsräumen des Schönberger Magistrats, während sich der Künstler im Park des Landratsamtes auch noch als Bildhauer vorstellt und zwar mit der überlebensgroßen Plastik „Feierabend“, die in der Figur eines heimkehrenden Arbeiters gedacht ist. Schließlich sei noch eine besondere Arbeit genannt, die der Bielsteige unserer Hitlerjugend für ihr „Hermann-Göring-Heim“ gewidmet hat. Es handelt sich um eine sogenannte „Treibarbeit“ in Kupfer, und

Seelische Bedrückung, nicht zum wenigsten aber auch Hoffnungslosigkeit im Kampf ums nackte Dasein treiben den nun auch bereits 44jährig gewordenen wieder in die weite Welt hinaus. Durch Vermittlung eines Freundes erhält er eine freie Überfahrt nach den *Sundas-Inseln*. Ein Jahr will er der Heimat fern bleiben, aber es werden fünf daraus. In *Sumatra* monatelang bei den Eingeborenen der Urwälder, auf der Vulkaninsel *Krakatau*, durch *Java* hindurch und, mit *John Hagenbeck* zusammen, auch im Urwald von *Ceylon* und in *Indien* selbst, auf den *Philippinen* und in *Japan*, ein „Landsknechtsleben, das ihn durch fast alle Länder der Erde hegt, immer arbeitend, immer malend, immer im Kampf um das nackte Dasein“. Auch in Amerika ist er gewesen und zwar in *Hollywood*, der Filmmetropole. Aber hier gefällt es ihm nicht. Die kalte Kunstgeschäftigkeit Amerikas, so schreibt er, bietet keinen gesunden Nährboden für eigene Kunst. Er flüchtet in die Wüstenstrecken *Kalifornia* und malt in den Dünen des *Sonorad*. Da, eines Tages, trifft die Nachricht ein: „Adolf Hitler ist in Deutschland zur Macht gekommen!“ Gleichzeitig erreicht ihn der Appell von Dr. Göbbels: „Deutsche Künstler gehören ins Dritte Reich“. Da gibt es für Ernst Vollbehr kein Halten mehr. Er kehrt heim.

Gelegentlich einer Ausstellung, die im Juli 1933 in der Armeebibliothek zu Berlin veranstaltet wird, steht er zum erstenmal dem *Führer* gegenüber. Adolf Hitler hat vom Schicksal seiner Sammlungen gehört und gibt ihm mit festem Druck die Hand: „Ihre Bilder bleiben beisammen, ich übernehme sie für die Partei.“ Vollbehr sieht, wie das ganze deutsche Volk „unter Hitlers Führung zu einer gewaltigen Kraftanstrengung sich zusammenballt, zu einem ungeheuren Ringen gegen Arbeitslosigkeit und Not“. Ein Freund fordert ihn auf, diese Schlachten der Arbeit zu malen und zugleich für spätere Geschlechter festzuhalten. Der Plan des Freundes und die ersten Entwürfe des Künstlers finden Zustimmung und Beifall des Führers, und so beginnt wieder ein unstetes Wanderleben, doch diesmal durch die deutschen Gane von den Mooren Ostpreußens bis hinauf zu den Höhen der bayerischen Berge, aber auch in Österreich und in das Sudetenland hinein. Sein zielbewusster Förderer ist der Generalinspektor für das deutsche Strafensystem, der unvergessliche Dr.-Ing. Todt. Nur zweimal unterbricht der Unermüdliche seine Arbeit, einmal durch eine Erholungspause auf der Madeira-fahrt mit „Kraft durch Freude“, wobei er zwischen 1070 Arbeitsstunden am 25. 3. 1936 seinen 60. Geburtstag feiern kann, das anderemal 1937 durch eine Studienfahrt nach Mexiko und Guatemala. Sein Buch „Arbeitsjacht, fünf Jahre Mealfahrten auf den Bauplätzen der Straßen Adolf Hitlers“ von Ernst Vollbehr (Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin) gibt ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit an Hand von 40 farbigen Tafeln. Sechs volle Jahre hatte er in Aussicht gestellt, und wenn hier nur von fünf die Rede ist, so lag das daran, daß die Arbeit am Strafzenkel sich zunächst zum Teil in den notwendiger gewordenen Bau

wir finden sie im Vorraum des Heims. Auf zweimal 8 rechteckigen Platten sind in Reliefform Darstellungen eingehämmert, die altgermanische Motive in geschickter Weise mit solchen des Dritten Reiches in Verbindung bringen und als Ganzes die Türfüllung zum Eingang in den Saal des Heims bilden. Wir sehen in zwei senkrechten Reihen gegenübergestellt: 1. Altgermanischen Mann, 2. Altgermanische Frau. Dann 3. ein Schwert und 4. einen Frauenschmuck. Als 5 folgen Fische, daneben 6 ein Säemann. Ferner 7. ein Hirsch als Sinnbild der Jagd und 8. ein Wikingerschiff als Sinnbild des Verkehrs. 9 und 10 sind ein HJ-Junge, bzw. ein BdM-Mädchen, Nr. 11 eine altgermanische Gürteltasche, Nr. 12 eine ebensolche Speerspitze, Nr. 13 ein Soldat im Stahlhelm und gegenüber Nr. 14 Mutter mit Kind. Endlich Nr. 15 vorgegeschichtliche Gesichtsurne, Nr. 16 Adler, der zur Sonne blickt.

des Westwalls verschob und demgemäß auch Vollbehr sein Arbeitsgebiet auf Wunsch des inzwischen Reichsminister gewordenen Dr. Fritz Todt verlegen mußte. Am 4. Februar 1938 übernimmt der Führer den direkten Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht, am 1. September 1939 beginnt der Gegenangriff gegen Polen und damit der zweite Weltkrieg. Inzwischen hat uns auch Frankreich den Krieg eröffnet, am 3. September folgt England. Wo vor 25 Jahren im Osten und Westen das Feuer der Schlachten geloht hatte, entbrannte die Fackel aufs neue, altbekannte Namen wurden genannt, und unser Professor zog mit seinem Malgerät an die Front, um abermals seinem Vaterland als Kriegsmaler zu dienen. Eine Ausstellung farbiger Bilddokumente mit nicht weniger als 232 Skizzen konnte bald darauf gezeigt werden. Sie war auf Wunsch des Führers und unter Förderung des Reichsministers Dr. Todt zustande gekommen. Aus dem gedruckten Katalog mit der Aufschrift *Am Westwall / In Polen und Frankreich / Feldzug gegen Sowjet-Russland* mögen nur einige wenige genannt sein: *Blick auf das brennende Warschau* (Sept. 1939), *Hafenanlage von Gdingen* (Gothenhausen, Okt. 1939), *Ein getarntes Hauptquartier*, *Der Wald von Compiègne*, *Das zerstörte Dünnkirchen* (10. 6. 1940), *Einzug in Paris* 14. 6. 1940, *Sonnenuntergang bei Kiew*, *Unendliche Getreidesfelder der Ukraine*. — Am 25. März 1941 ließ der Führer dem Professor zum 65. Geburtstage die Goethe-Medaille überreichen. Mit 65 Jahren hatte man früher die sogenannte „Altersgrenze“ erreicht, d. h. es wurde einem nahe gelegt, demnächst um seine Versetzung in den Ruhestand einzukommen. Derartig war natürlich mit einem Professor Vollbehr nicht zu sprechen. Noch im Sommer 1941 fand in der Seestadt Rostock aus Anlaß der 8. mecklenb. Kulturwoche eine Kaulbach- und Vollbehr-Ausstellung statt, die am 7. September eröffnet wurde und brechtiges Aussehen erregte. Die etwa 300 Tempera-Skizzen umfassende Wanderausstellung *Am Westwall, in Polen und Frankreich* hatte bereits im August 1940 in München ihren Anfang genommen und führte zwei Jahre lang durch 20 Städte. Wenn nicht seine Tätigkeit an einer der Fronten ihn festhielt, ließ Vollbehr es sich nicht nehmen, zu Eröffnungsfeiern der Ausstellungen zu kommen und durch seine persönlichen Berichte den Besuchern einen lebendigen Eindruck von dem gewaltigen Geschehen dieses Krieges zu vermitteln. Seit Kriegsausbruch an allen Fronten am Werk, zwang ihn in Odessa eine Ruherkrankung, eine längere Pause einzulegen. Darauf ging es wieder weiter in den Sudostraum bis zur Krim, nach Kreta und endlich hoch hinauf in den Norden. Im Frühjahr 1943 mußte er wegen einer plötzlich eingetretenen Thrombose (Blutpfropfen in einer Vene des Untersehenkels) in die Heimat zurückkehren.

Vor uns liegt das Leben eines Künstlers, den seine Freunde den „Sonnenföhigen“ genannt haben. Und wirklich: farbenreich wie seine Bilder zieht sein Leben an unseren Augen vorüber, allerdings auch nicht ohne die dunklen Töne der Trauer, wie sie keinem Menschen erspart bleiben. Nun ist es Herbst geworden. Gerade in diesem Jahre hat so mancher Abend in überirdischer Pracht gestrahlt, die den Maler wohl hätte locken können. Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Es geht um den Herbst eines Menschenlebens, wo eine überreiche Früte (mehr als 4000 fertige Bilder sind zu registrieren) für den kommenden Frühling unseres deutschen Volkes geborgen werden soll. Unser Leben währet 70 Jahre, sagt das urale Bibelwort, und wenn es hoch kommt, sind es 80, aber wenn es kostlich war, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen. Ein Goethe-Wort, das dem Vollbehrschen Buch *„An den Fronten des Lebens“* als Sinnpruch mit auf den Weg gegeben wurde, möge diese kleine Abhandlung beschließen:

„Ich lieb' den, der
Unmögliches begeht“.

Bd.

Wallrücken im Fürstentum Rügenburg

Von Geheimrat Prof. Dr. Range, Berlin

In den Mitteilungen unseres Heimatbundes habe ich wiederholt das Wort genommen und in einer Reihe von Aufsätzen den Naturfreunden den geologischen Bau unseres Landes nahezubringen versucht. Schon in dem ersten derselben (Schrifttum 9) sind beide Wallrücken, die uns in dieser Arbeit beschäftigen sollen, auf der beigegebenen Kartenfizze eingezeichnet und die nähere Beschreibung des südlichen (Lanklower) in Aussicht gestellt. In meiner Geologie des Fürstentums Rügenburg (Schrifttum 10) ist auch der nördliche am Maurineufer bei Schönberg erwähnt, ebenso der Mitteilung von 1940 (Schrifttum 12), in der auch dessen Schilderung zugesagt wurde. Diese Versprechen mögen hiermit eingelöst sein.

Die Wallrücken — schwedisch *Öser* — gehören zum glazialen Formenschatz auch in unserer engeren Heimat, ebenso wie die in der Mitteilung von 1934 behandelten Endmoränen, sie sind weniger ins Auge fallend als diese und lassen sich meist erst durch die geologische Feldaufnahmen festlegen. Verschiedentlich habe ich über dieselben geschrieben, am eingehendsten im Jahrbuch der Preuß. Geolog. Landesanstalt 53 (1932). Hier ist auch eine Lagenfizze der Wallrücken in Lübecks Umgebung gegeben (S. 445), sie verzeichnet 10; vier derselben sind auch auf der Fizze von 1934 in diesen Mitteilungen eingetragen, dazu als fünfter der von Schönberg. Am bekanntesten sind die drei größten:

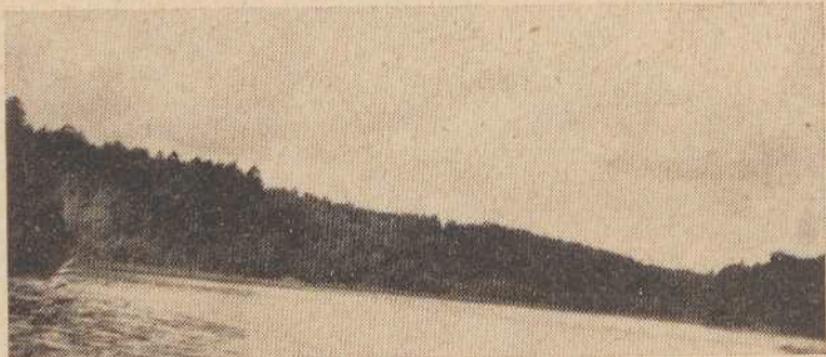
1. der schon 1906 von Bärtling beschriebene *Ös* am Neuenkirchener See östlich des Schaalsees an der mecklenburgisch-lauenburgischen Landesgrenze, (Schrifttum 1) mit 20 km weitaus die längste der ganzen Gegend,
2. der 7 km lange Lübecker *Ös*, 1928 sehr eingehend von Ohnesorge bearbeitet (Schrifttum 5),
3. der Barpener Wallrücken mit 12 km Längserstreckung, den ich selbst 1930 und 1932 behandelt habe (Schrifttum 6, 1. 2).

Die beiden im Fürstentum Rügenburg vorkommenden sind kleiner, nur 3,5 bzw. 2,1 km lang.

Wallrücken sind auf weitere Erstreckung sich fortsetzende, einer bestimmten Richtung folgende wallartige Rücken, die meist senkrecht zum Eisrand laufen. Sie bestehen aus Sand, Kies und Geröll, welche durch Schichtung und Ablagerung ihre Entstehung aus fließendem Wasser erkennen lassen. Teile des Walles sind bisweilen von Grundmoräne bedeckt. Die häufig Dämmen gleichenden Rücken zeigen nur geringe Höhenunterschiede im Längsprofil, oft haben sie seitliche Verästelungen, die man Nebenoiser nennt. Sie werden als Spaltenausfüllungen des Inlandeises erklärt. Erhalten blieben sie nur, wenn das Eis bewegungslos „tot“ geworden war. In den Spalten flossen unter Druck stehende Schmelzwässer, welche die neben jedem Wallrücken befindlichen Vertiefungen — die *Ösgräben* — ausfurchten. Der Wasserdruck bedingte starke Transportkraft und daher den Absatz großer Schuttmengen an den Stellen, wo er geringer war.

Der Lanklower Wallrücken.

Von Schönberg führt die Straße nach Rügenburg in *SSW*-Richtung zunächst durch das Schönberger Staubecken, dann über wellige Grundmoränenfläche — Heinrich nannte sie *lymatalandschaft*, nach dem griechischen Wort *lyma*, die Woge. 12 km von Schönberg liegt Schlag-Resdorf. Hier bei dem Haltepunkt 13 km der Autobusverbindung überquert ein schmaler wenige Meter hoher Kieszug die Straße in *SSO*-Richtung, wendet sich östlich der Straße nach Süden und behält diese Richtung bis zum Nordende des Lanklower Sees bei, wo er in einem Steilhang gegenüber dem Dorf



Phot. A. Thies 43
Südteil des Wallberges bei Lankow von Osten gesehen über den See

Lankow endet. Unweit der Straße bei km 13 am Wege nach Gr.-Molzahn sind in ihm einige Kiesgruben angelegt, die seinen inneren Aufbau erkennen lassen. Der ganze Wallrücken besteht aus Kies, dem stellenweise recht große Blöcke eingelagert sind. Östlich an den Wallberg schließt sich der Osgraben an. Von der Moorfläche östlich der Straße bei Schlags-Bünsdorf geht er als schmale Senke zum Nordende des Lankower Sees. An dieser Seite sind die Höhenunterschiede zwischen dem Wallrücken, dessen Kammlinie bei 55—60 Meter liegt, und dem Graben 20—30 Meter, und da das Nordende des Lankower Sees Tiefen von nahezu 10 Meter hat, hier sogar auf 200 Meter Entfernung fast 40 Meter. Zwei kürzere Nebenöser begleiten ihn an der Westseite, der eine liegt bei km 14 an der Straße, der zweite weiter südlich, westlich des großen Sees von Schlagbrügge. Da der Wallrücken in seinem Südteil bewaldet ist, hebt er sich im Gelände sehr markant heraus.



Phot. A. Thies 42
Einchnitt in der Straße von Gr.-Bünsdorf nach Rodenberg v. W. gesehen
Kreuzschichtung zeigende ließige Sande des Wallrückens



Phot. A. Thies 43
Nordteil des Lanrawer Wallrückens von Osten gesehen. Die Wiese im Vordergrund ist der verlandete „Osgraben“

Der Schönberger Wallrücken.

Er beginnt nahe der Einmündung der Maurine in die Stepenitz, zieht südlich der letzteren in der beide Flüsse begleitenden Moorniederung und erstreckt sich als nicht sehr hervortretender Wall parallel zur Eisenbahn Dassow—Schönberg. 2 km weit nach SSW. An der Oberfläche ist er sandbedeckt, sein Inneres besteht aber auch aus Kies, wie überhaupt die Wallrücken oft die einzigen Kieslager in Lehmbieten enthalten und daher meist schon weitgehend der Zerstörung anheimgefallen sind. Der Aufbau ist in dem etwa 5 Meter tiefen Einschnitt der Straße von Groß-Bünsdorf nach Rodenberg (Meßtischblatt Mummendorf) gut zu beobachten. Hier sind Sande und Kiese, die ihre Ablagerung aus schnell fließendem Wasser erkennen lassen, an der Südseite des Weges zu sehen, sie werden östlich von Geschiebelehm überlagert.



Phot. A. Thies 42
Aufschluß im Schönberger Wallrücken im Einschnitt der Straße von Gr.-Bünsdorf nach Rodenberg

In SSW-Richtung erstreckt sich der Wallrücken als Sandwall entlang der Straße und Eisenbahn nach Dassow bis dicht vor Klein-Bünsdorf, im Gelände ist er als flacher Rücken besonders an der Westseite deutlich erkennbar, er liegt 12–13 Meter über dem Meeresspiegel. Als „Osgabren“ gehört zu ihm das in SSW nach NW Richtung sich erstreckende Maurinetal, dessen torferfüllte Senke etwa in Meeresspiegelhöhe liegt. Sie reicht aber noch tiefer hinab, denn schon an der Eisenbahnstrecke unmittelbar nördlich Schönberg ist Diluvium erst mehrere Meter unter NN angetroffen und bei Dassow ist das Stepenitzmoor 7,5 Meter mächtig. Auch dieser Wallrücken hatte also eine absolute Höhendifferenz von fast 20 Meter in Ost-West-Richtung auf eine Entfernung von durchschnittlich etwa 100 Meter, von denen jetzt 7 Meter Torfablagerungen in Abzug zu bringen sind.

Der Stadthügel von Schönberg.

Dass der Wallrücken sich weiter nach Südwest erstreckt und dass die Höhe, auf der Schönberg liegt, gleichfalls ein Os sei, wie gelegentlich angegeben wird, ist unrichtig. Das beweisen einige neue Bohrungen, die den Untergrund des Stadthügels von Schönberg deutlich erkennen lassen, sie mögen daher im Anschluss an frühere Ausführungen (Schrifttum 12) hier wiedergegeben sein.

1. Bohrung Wilhelm-Gustloff- (früher Marien-) Straße 12.

0–1,9	aufgebrachter Boden	Ablagerungen des Schönberger Staubedens
—3	humoser lehmiger Sand	
—4	feiner Sand	
—7	kästiger Ton	
—8	feinsand	
—c25	Geschiebemergel	
—x	diluvialer Sand	

2. Bohrung Wasserstraße 100 Meter SO der Kirche.

0–12	feiner Beckensand	Ablagerungen des Schönberger Staubedens
—30	Bedenton	
—32	feiner Sand	
—46	feinsandiger Diluvialsand	
—53	dunkler Ton	
—55	rötlicher Ton	Miocän
—58	heller Sand	

Ebenso wie in früher mitgeteilten Bohrungen fehlen in den Profilen des Stadthügels tiefe Ablagerungen.

Der Stadthügel von Schönberg ist eine Halbinsel im diluvialen Schönberger Eistausee. Dieser stand durch das Tal von Herrnburg mit dem Lübecker Becken in Verbindung, zur Zeit des Höchststandes der Schmelzwasser war auch die Halbinsel von Wasser bedeckt. Da sie fast allseitig von Moorniederungen umgeben ist, die im frühen Mittelalter sicher viel ungangbarer waren, bot sie einen günstigen Platz für eine slawische Siedlung, die solche Ortschaften bevorzugte. Die Ähnlichkeit mit der Lage der Alstadt von Lübeck ist auffallend, dort liegt aber die alte Landverbindung an der Nordseite, bei Schönberg im Süden.

Schriftum

1. R. Bärtling. Der As am Neuenkirchener See an der mecklenburgisch-lauenburgischen Landesgrenze. Jahrbuch d. Preuß. G. L. A. 26 (1905).
2. C. Gagel. Der Oszug von Waldhusen—Pöppendorf bei Lübeck. Jahrbuch der Preuß. Geol. L. A. 42 (1922).
3. C. Geinitz. Aus der Erdgeschichte von Schönberg. Diese Mitt. 1924 N. 3.
4. A. Kautsch. Schriften und Karten über Oser und Endmoränen im norddeutschen Flachland (bis 1920). Jahrbuch der Preuß. Geol. L. A. 42 (1922).
5. W. Ohnesorge. Das Lübecker Os und seine prähistorischen Altertümer. Mitt. d. Geogr. Ges. Lübeck. Reihe 28 (1928).
6. P. Range. 1. Der Barpener Wallrücken. Lübecker Heimatblätter 1930. N. 75. 2. Wallrücken (Oser) in der Umgebung von Lübeck. Jahrbuch der Preuß. Geol. L. A. 53 (1932).
7. — Übersicht der Geologie von Lübecks Umgebung. Mitt. d. Geogr. Ges. Lübeck. Reihe II 36 (1932) (bes. S. 59).
8. — Der Struckberg bei Carlow und die Endmoränen des Fürstentums Ratzeburg. Diese Mitt. 16. Jahrg. 1934. Heft 4.
9. — Geologie des Fürstentums Ratzeburg. Diese Mitt. 17. Jahrg. 1935. Heft 1.
10. — Die Steinzeit im Fürstentum Ratzeburg. Diese Mitt. 19. Jahrg. 1937. Heft 2.
11. — Ein geologisches Profil quer durch die Schönberger Mulde. Diese Mitt. 22. Jahrg. 1940. Heft 1.
12. J. Schiund. Geologisch-agronomische Karte der Umgebung von Bad Oldesloe. Berlin, Geol. L. A. 1914.
13. B. Struck. Wallberge in Lübecks nächster Umgebung. Lübeckische Blätter. 1918. N. 16.
- 14—19. Geol. Karte von Preußen und benachbarten Deutschen Ländern und deren Erläuterungen.

erl. v. P. Range	Blatt Lübeck		
	" Hamburg		
	" Oldesloe		
	" Travemünde		
	" Trittau	320.	1935
erl. v. W. Wolff	" Ahrensburg	"	176. 1912
20.	Den besten Überblick über die Geologie Mecklenburgs bietet immer noch die Karte von C. Geinitz von 1922 im Maßstab 1 : 200 000. Dazu als Erläuterung Teil I seiner Geologie Mecklenburgs. Rostof 1922. C. Hinstorff.		

Bernstein als Geschiebe

Von E. Kummerow, Rüdersdorf bei Berlin

Es ist bekannt, daß unsere Geschiebe im allgemeinen eine Auslese des härtesten unter dem Material darstellen, das die Gletscher des Inlandeises aufgearbeitet haben. Sie sind immer mehr oder weniger kantengerundet, und meist haben nur die kristallinen Blöcke (Granit, Gneis, Diabas, Porphyr usw.) die Fähigkeiten des Transports überstanden, ohne ganzlich zerrieben zu werden. Es muß also überraschen, wenn wir einen so wenig widerstandsfähigen spröden Stoff wie Bernstein überhaupt als Geschiebe finden und noch dazu an einzelnen Stellen „neuerweise“ gehäuft oder gar in abbauwürdiger Menge.

Über ein solches Vorkommen unterrichtet uns eine kleine Schrift von Dr. Steinbeck in Brandenburg (Havel): „Über die Bernsteingewinnung und das Braunkohlenlager bei Brandenburg a. d. Havel. 1841“. Es handelt sich um eine Begebenheit, die länger als ein Jahrhundert zurückliegt. In bezug auf die Bernsteingewinnung von der hier die Rede sein soll, erzählt der Verfasser, daß man einen aus Ostpreußen stammenden Kunstdrechsler nach Brandenburg gerufen habe, der die Bedeutung des Fundes sogleich erkannte und von der Regierung die Erlaubnis zum Betrieb einer Bernsteingräberei erwirkte. Damit sei im Jahre 1834 begonnen worden und zwar mit folgendem Ergebnis.

Schon in einer Tiefe von 6 bis 8 Fuß (1 Fuß = 0,31 m) machte man eine nicht unbedeutende Ausbeute. Witterung und Grundwasser hinderten, tiefer zu gehen. Das war erst im folgenden Sommer möglich. Da stieß man in einer Tiefe von 14 Fuß auf solchen Holzmüll, wie ihn die Ostsee auszuwerfen pflegt, bei welchem sich dann gewöhnlich Bernstein findet. Damit war das eigentliche Bernsteinlager — denn um ein solches, nicht um einzelne lose Stücke handelte es sich — erreicht, und die Grabungen wurden in den nächsten Jahren mehr im großen betrieben. Wegen des hohen Grundwasserstandes konnte man den untersten Teil der Schicht, der den meistten Bernstein enthielt, nicht erreichen, obgleich man nur in der trockensten Zeit des Sommers arbeitete. Im Frühjahr 1840 jedoch „ließ der niedrige Stand des Grundwassers eine ungewöhnlich frühe und tiefe Aufwühlung des Erdbodens zu“. Man konnte daher in eine Tiefe von etwa 17 Fuß dringen und so fast allen vorhandenen Bernstein gewinnen. Es wurde im ganzen für ungefähr 2000 Taler Bernstein gewonnen. Der Betrieb war sehr lohnend, da die Auslagen nur 1000 Taler betrugen.

Mit dem Bernstein zusammen fand man, wie schon bemerkt, „Holzmüll“, d. h. sowohl Braunkohle als auch wohlerhaltene Reste von verschiedenen Holzarten, wie Kiefer, Esche, Erle, auch Steinäpfel, sehr große Haselnüsse und Eicheln. Die Stücke waren gerundet und oft mürbe und verwittert. Besonders interessant war der Fund eines Stückes vom Holz der Bernsteinfichte, in dem der Bernstein noch in Gestalt kleiner gelber Knöpfchen enthalten war. Alle in der oberen, abwechselnd trockenen und nassen Erdschicht gefundenen Bernsteinstücke waren mit einer Verwitterungskruste bedeckt. Die Stücke dagegen, die immer im Wasser gelegen hatten, waren „mehr knubbelartig“ und beim Herausnehmen blau, wie poliert. Das größte Stück wog 1 Pfund und 4 Lot (570 Gramm). Es fanden sich auch mehrere Stücke, in denen Fliegen, Würken und Spinnen eingeschlossen waren.

Dem Bericht des Dr. Steinbeck über Bernsteinfunde in der Mark sind solche in Mecklenburg an die Seite zu stellen. Man hat bei uns Bernstein als Geschiebe bei tiefem Pflügen und sonstigen tieferen Aufschlüssen hin und wieder gefunden. Der alte Küster Freudenthal in Woldegk, bei dem ich 1900 als junger Schulmeistergehilfe antreten mußte, hatte

immerhin soviel von dem fossilen Harz erbeutet, daß er es „gewerbsmäßig“ zu Zigarrenspitzen u. dgl. verarbeiten konnte. Er verstand das vorzüglich und durchbohrte, schliff und polierte den spröden Stoff, worauf er die gebrauchsfertigen Gegenstände verkaufte. — Ein besonders großes, „brotlaibförmiges“ Stück Bernstein wurde in der Güstrower Gegend bei einem Kanalbau gefunden und wird in der Sammlung der Rostocker Universität aufbewahrt. Ein taubeneigroßes Stück, am Ufer der Müritz gefunden, und einige haselnüßgroße Stücke vom Ufer der Untertrave liegen im Schönberger Heimatmuseum und ebenda Bernsteingrus, gefunden beim Abschachten des Sandberges in Schönberg am Rupendorfer Weg bei Anlage des Sportplatzes, 4½ Meter tief in fingerdickem Bändertonstreifen zwischen Sand schichten.*)

Wie erklärt sich das Vorkommen von Bernstein in unserer Gegend überhaupt, besonders aber das gehäufte Vorkommen an einzelnen Stellen? Wie unser ganzer Boden ist der Bernstein durch die eiszeitlichen Gletscher aus dem Ostseegebiet zu uns her befördert worden. Der in Mecklenburg und in der Mark als Geschiebe gefundene Bernstein stimmt mit dem ostpreußischen durchaus überein. Er tritt dort bekanntlich im Aufstehenden einer tertiären Schicht auf. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß die bernsteinführenden Schollen unserer Heimat von der ostpreußischen Lagerstätte stammen. Man nimmt vielmehr neuerdings an, daß sich die gleichen Schichten während der Eiszeit auf dem Boden der heutigen Ostsee weiter westwärts bis in die Gegend der Insel Rügen erstreckten und daß unser Bernstein also von dorther gekommen ist.

Die Gletscher der Eiszeit rüttelten etwa nach Art eines Schneepfluges über den aus Sand und losem Material bestehenden Untergrund vor. Auf ebenem Boden werden sie weniger Schutt aufgenommen und diesen bald vermengt und zerrieben haben. Wo aber das Eis sich gegen ansteigendes Gelände bewegte und auf Steilstufen stieß, die es aufstauten, da war der Gletscher imstande, große Bodenmassen als Ganzes aus ihrem Verbande zu lösen und in sich aufzunehmen. Sie sind dort, wo sie aus weißer Kreide oder Kalk bestehen, leicht von den eiszeitlichen Sand- und Tonschichten, in denen sie eingeschlossen sind, zu unterscheiden. Werden solche Schollen vordiluvialer Gesteine (Tertiär, Kreide) von Bohrungen durchsunkten, so werden also unter ihnen nochmals eiszeitliche Ablagerungen angetroffen.

Was im Lande Rügen unter der diluvialen Oberschicht liegt, wissen wir nicht, da Tiefbohrungen fehlen. Es lassen sich nur aus Befunden bei Brunnenanlagen, die bis auf etwa 70 m unter Tag gingen, Schlüsse ziehen.**) Im Winter 1936—37 ist am Schönberger Oberteich in der Lübecker Straße auf dem jetzt Kornhändler Krügerschen Grundstück eine derartige Bohrung vorgenommen worden, wobei man zwischen 50,8 und 55 Meter Tiefe auf Bänderton, ähnlich dem Lübecker Beckenton, kam. Der Bänderton ist ein durch Schmelzwasser aus der Moräne ausgespültes und in Stauseen vor dem Eisrande wieder abgelagertes Sediment. Bekanntlich wurde die Schönberger Senke in diluvialer Zeit von einem Stausee überflutet, der über Herrnburg hinaus mit dem größeren Lübecker Staubecken in Verbindung stand. Die für den Bänderton charakteristische Bänderung kommt dadurch zustande, daß beim Abschmelzen des Gletschers im Sommer größere Wassermengen frei wurden, die eine stärkere Strömung hervorriefen und deshalb auch weniger feine sandige Teile der Moräne, nicht bloß Ton, ausschlammten, fortführen und dann in dem Stausee wieder absetzen konnten.

*) Bernstein wird noch jetzt am Strand der Lübecker Bucht von Travemünde bis Reußstadt bei starkem Ostwind angespült und von den Badegästen gesammelt. Am Brothener Ufer ist er aus der Grundmoräne bekannt; bei Lübeck in Kiesgruben mehrfach gefunden. Ein großes Stück, das im Lübecker Museum lag, ist durch den Terrorangriff am Palmsonntag 1942 vernichtet.

**) Vgl. aber Range, Mittl. d. Heimatbundes 1935, S. 6.

Dagegen stand im Winter wenig Wasser bereit, sodaß nur ganz feines, toxisches Material bewegt und abgesetzt wurde. Dieses hat eine dunklere Farbe, und so entstand eine Streifung oder Bänderung. Es wechselt immer eine hellere, sandreichere und etwas gröbere Sommerschicht mit einer feintönigen, im Winter abgesetzten ab. Beide zusammen stellen also den Absatz eines Jahres dar, und man kann aus der Zahl der Schichten (in Schweden „Warwen“ genannt) die Zahl der Jahre berechnen, die der Stausee bestanden hat.

Die hier gegebene Darstellung trifft nur für Schweden außer Schonen zu. Hier und in Dänemark hat man festgestellt, daß die dortigen Warwen durch die Niederschläge in viel kürzeren Perioden, z. T. im Laufe eines einzigen Tages gebildet wurden. Dementsprechend ist denn auch die Zahl der für ihre Ablagerung nötigen Jahre zu vermindern und das Tempo des Eistrüdzuges als schneller anzusehen. Leider sind ähnliche Untersuchungen wie die der dänischen Bänderone in Deutschland noch nicht zum Abschluß gekommen. Der Bänderon ist auch dadurch gekennzeichnet, daß er keine Windlingsblöcke enthält, da das Schmelzwasser diese natürlich nicht bewegen konnte. Wohl aber enthält er gar nicht so selten Bernstein, da dieser wenig schwerer als das Wasser ist und an der ostpreußischen Küste bekanntlich bei Stürmen aus dem Untergrund ausgespült und ans Land geworfen wird. Er wird so bei Bebenick an der Havel und auch bei Schönberg an der Maurine, wie die Funde zeigen, im Bänderon gefunden, allerdings durch den Transport zerbrochen. In diesen ist er aus ausgewaschener Grundmoräne gelangt.

Wie alle im Wasser abgesetzten Bodenarten zeigt der Bänderon in ursprünglicher Lage waagerechte Schichtung. Das ist aber vielfach, auch bei der Brunnenbohrung in Schönberg, nicht mehr der Fall. Meistens röhren diese nachträglichen Schichtenstörungen von „Toteis“ her, das sind beim Abschmelzen vom Inlandeis getrennte, bewegungslose Gletscherteile, die in der turbulenten Abschmelzzeit vom Bänderon bedeckt wurden und unter dieser Hülle nun sehr langsam abschmelzen. In dem Maße, wie das Toteis schmolz, sackte der darüber liegende („hängende“) Bänderon nach, und so entstanden die Störungen. Besonders gute Aufschlüsse in dieser Bodenart konnte man 1907—1908 bei den Ausschachtungen zum Bau des neuen Lübecker Hauptbahnhofes beobachten.

Schollen älterer Gesteine sind vielfach, z. B. in Pommern und in der Uckermark, angetroffen worden. Sie können Hunderte von Metern lang und bis 100 Meter dick werden. Die russischen Geologen der neuesten Zeit rechnen noch mit weit größeren Beträgen. Wenn die Schollen aus weichen Gesteinen wie Kreide, Ton oder Sand bestanden, so konnten sie als Ganzes nur in völlig gefrorenem Zustande fortbewegt werden. Man findet in Kiesgruben auch kleine Bruchstücke solcher Schollen, oft z. B. nur faustgroße Partien von grobem Kies oder Ton in Feinsand gebettet, und wundert sich über die Erhaltung der eitigen Form.

Gefrorene Schollen blieben sehr lange erhalten und wurden vom Eise mit fortgeführt. Die in ihrem Innern enthaltenen Geschiebe waren, so lange die Schollen nicht auftauteten, gegen alle Beschädigungen geschützt. Nur auf diese Weise konnten die verhältnismäßig weichen Bernsteinstücke, ohne zertrümmert und zerstreut zu werden, weite Strecken wie aus dem mittleren Ostseebecken bis zu uns her zurücklegen.

Es ist also anzunehmen, daß die in dem Bernsteinlager bei Brandenburg gefundenen Stücke aus einer einzigen Scholle stammen, die an der ursprünglichen Lagerstätte als ein Ganzes vom Gletscher „abgesichert“, ins Eis aufgenommen und in die Mark befördert wurde. Die vereinzelt in Ton oder Sand gefundenen Stücke von Bernstein stellen die zerstreuten Überreste aus solchen Schollen dar, die durch ein weniger günstiges Geschick schon früher zerstört wurden. Der Bernstein wurde dann, woffern er nicht zerrieben

wurde, entweder durch den Gletscher selbst oder durch die bei seinem Abschmelzen entstehenden Wasserströme an seinen jetzigen Fundort geführt.

Der im Altertum von den Griechen unter dem Namen Elektron erhandelte Bernstein stammt nach heutiger Ansicht nicht von der ostpreußischen, sondern von der deutschen Nordseeküste, an der heute noch Bernstein gefunden wird. Auch der Bernstein der Nordsee wird denselben Weg gegangen, also in gefrorenen Schollen in der Grundmoräne transportiert sein.

Zur Erklärung des Namens Maurine

In einem früher erschienenen Heft dieser Mitteilungen ist festgestellt, daß es noch an einer befriedigenden Erklärung des Namens *Maurine* fehlt. — Seit Beginn des Feldzuges gegen Sowjet-Rußland im Osten konnte ich besonders an Hand erbeuteter Generalstabskarten eine ganze Reihe geographischer Namen finden, die mit den in unserer Heimat noch erhaltenen „wendischen“ Namen ähnlich lautend und daher oft auch gleichbedeutend sind. Auf diese Weise wird man vielleicht der Lösung manches Rätsels, das uns die „Ortsnamen-Deutung“ noch gelassen hat, näher kommen können. Was nun den Flüssnamen Maurine anbetrifft, so bedeutet derselbe m. E. etwa soviel wie „Moorbach“, denn sie kommt aus dem Klein-Rünzer Moor und nimmt später den Zufluß aus dem Klootsdorfer bzw. Nöggeltiner See auf (vgl. Heimatkalender 1936, S. 189), fließt aber im Mittel- und Unterlauf ausschließlich durch mooriges Gelände. Die urkundlich überlieferten ältesten Namensformen sind schon früher in diesen Mitteilungen erwähnt worden; es ist nicht nötig, sie hier zu wiederholen. Ohne schon eine einwandfreie und klare Deutung des Namens unseres Flüsschens damit gewonnen zu haben, seien hier zum Vergleich einige möglicherweise verwandte Namensformen aus dem jetzigen slavischen Sprachraum angeführt. Es werden sich unter der kritischen Prüfung eines gelehrten Sprachwissenschaftlers (eines Slavisten) vielleicht nicht alle hier erwähnten Beispiele als in Betracht kommend erweisen, aber das muß mit in Kauf genommen werden, wenn es gilt, das Ziel zu erreichen.

Russische und polnische Dorfnamen wie Murowana, Murowanka, Murowka und Murowanaja Osehtschmjanka scheiden für den Vergleich mit unserem Flüssnamen aus, da sie den Begriff des „gemauerten“ Wohnhauses (im Gegensatz zu der sonst in Russland allgemein verbreiteten Blockhütte aus Holz) anzudeuten scheinen. — Eher könnte ein Vergleich der folgenden Namen zur Erklärung führen: Morotsch, ein Fluß an der ehemals polnisch-russischen Grenze und ein gleichnamiges Dorf an der Mündung desselben in die Słutisch; Morosowa, ein Dorf 20 km nördlich von Smoleńsk; Morosowka, ein kleines Dorf an der Lawotscha-Niedering 20 km nordöstlich von Logosch; Morosj, ein Dorf 3 km nordöstlich von Grefz (Weißrussland). Diese sonst noch zahlreich im Osten vorkommenden Ortsnamen dürften sinnverwandt sein mit dem Namen des Dorfes Moras bei Hagenow; sie verleiten uns unwillkürlich dazu, an einen „Morast“ zu denken. Im Fließgebiet des Njemen (Memel) liegt ein Dorf Muratjchi an der Sserwetsch, östlich des Narotsch-Sees, und die Mereschanka ist ein Fluß im Stromgebiet des Njemen. Eine Ortschaft Murin Bor (Bor = Wald) findet man 35 km südöstlich von Kritschem. Südöstlich der Stadt Malojaroslawez fließt die Merinowka; die Mertwaja oder Mertwaja ist ein bei einem Dorf Alexandrowa urspringender Bach, der durch weitausgedehntes Sumpf- oder Moorgelände in den Dnepr fließt, ungefähr 30 km südlich von Jarzewo. Morunino nennt sich ein Dorf südöstlich von Jaroslawl (nordöstlich von Moskau). Zu guter Letzt sind noch zu nennen die russischen Ortsnamen: Mawrina, ein Dorf 20 km nordwestlich von Lopatnja (südlich von Moskau),

Maurino, ein Dorf südlich des Nariske-Sees, an einem Nebenfluß der Narca, ungefähr 75 km westsüdwestlich von Moskau — und das Dorf Maurino an der Kortschyna, die bei der Stadt Uglitsch (38° 20' östl. Länge, 57° 33' nördl. Breite) in die Wolga mündet.

Vielleicht ist bei dem Deutungsversuch für unsere Maurine auch ein Vergleich mit dem Namen Mür, des Flusses der einst „windischen“ (bei uns sagt man „wendischen“) Steiermark, in Betracht zu ziehen. Die in Ungarn fließende Mures oder Mieresch oder Maros, dazu die in Serbien zur Donau fließende Morava sind vielleicht stammverwandten Namens mit der Maurine wie die March (tschechisch: Morawa), nach welcher das Land Mähren benannt ist. Mit einem leichten Hinweis auf den Ort Mohrin am Mohrin-See in der Neumark, den Mauer-See und die Stadt Mohringen, beide in Ostpreußen, und den schlesischen Ort Mauer, der durch seine Talsperre allgemeiner bekannt ist, mag die Aufzählung hier abgeschlossen sein; vielleicht trägt sie dazu bei, den Sinn des Namens unserer Maurine zu erklären.

Im 17. und 18. Jahrhundert findet man im Kirchenbuch und in anderen Schriften oft die Schreibung Mohrin (und Mohrin-Mühle). Zu den Ausführungen von Dr. Ploen † (Mitteilungen 1930, Nr. 4, S. 63) möchte ich bemerken, daß es wohl richtig ist, daß der Bach der Mühle den Namen gegeben hat und daß auch der Spitzname Maurin vom Namen des Baches abgeleitet sein dürfte — und nicht umgekehrt; jedenfalls ist es nicht nachgewiesen, daß jemals ein Inhaber namens Maurin auf der „Mord-Mühle“ gewohnt hat, über deren Geschichte der Leser im „Schönberger Kalender 1935“ einige Angaben findet.

Otto Stein.

Was bedeutet der Ortsname Meddewade?

Otto Stein vermutet slawischen Ursprung, weil es in Weißrussland ähnlich klingende Ortsnamen gibt, und kommt zu der Ansicht, daß Meddewade nach den vielleicht in wendischer Zeit dort zahlreicher vertreten gewesenen Bären benannt sein könne, deren Name im Russischen ähnlich laute.

Nun ist es mit der Ableitung unserer ostholsteinischen, im einst gemischt-völkischen Grenzgebiet vorhandenen Ortsnamen aus dem „Slavischen“ eine eigene Sache. Es gab eine Zeit, da man geradezu krampfhaft bemüht war, möglichst vielen Namen östlichen Ursprung zuzuschreiben, eine Methode, die später die polnische „Geschichtschreibung“ virtuos ausgebaut hat. Man kam dabei zu den unwahrscheinlichsten, oft bei den Haaren herbeigezogenen Deutungen und verzichtete geradezu auf jeden Versuch, eine deutsche Lösung zu finden. Namentlich Brönisch (Die slawischen Ortsnamen in Holstein) leistete darin erkledliches. Wilh. Knorr (Die Familiennamen des Fürstentums Lübeck") folgte zunächst seinen Spuren, erkannte aber später, daß er zu weit gegangen sei, und berichtigte sich im zweiten Teile seiner Untersuchungen.

Auf russische Worte zurückzugreifen, ist jedenfalls recht gewagt. Für die Namen unserer Gegend kommt in erster Reihe das Wendische (Polabische, Sorbische) in Betracht, allenfalls noch das dem Wendischen näherstehende Polnische. Im Polnischen aber heißt Meister Peż, der „Honigfresser“: Niedzwiedz.

Sollte man nicht einmal der Frage nähertreten, ob Meddewade nicht gut deutschen Stammes ist? Es klingt — mir wenigstens — durchaus deutsch!

Der zweite Teil des Wortes — wade — enthält m. E. das alte niederdeutsche, im Niederländischen heute noch vorhandene Wort waad = flach, seicht. Man bezeichnete damit niedrige, leicht vom angrenzenden Wasser

überflutete Flächen. So heißt in Bosau am Gr. Plöner See der flache Ufervorsprung nordwestlich des Dorfes „up'n Waad“. (Man vergleiche die Bezeichnung Watten für die leichten, vom Meer überspülten Nordseeküsten und das Wort waten, das ein Geh im leichten Wasser, auf nur schwach überflutetem Boden bezeichnet. Auch das lateinische Wort für den Flügängang an flacher Stelle, die Furt, vadum, kann herangezogen werden.) Vielleicht gehört auch das altgermanische Wort für Furt widil, wedel hierher, das wir im Agrimiswedel des Limes Saxoniae vor uns haben. Dass die Lage des Dorfes an der mit Überschwemmungszonen und flachen, Furtmöglichkeiten bietenden Strecken versehenden Trave die Deutung unterstützt, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Bleibt der erste Teil — medde —. Einst hieß der Ort (vgl. v. Schröder & Biernatki, *Topographie von Holstein*) „midwade“. Das will nicht viel besagen. In der Aussprache geht das kurze e leicht in ein schwaches i über, und die Schreibweise alter Urkunden schwankt zwischen solchen Sprachunterschieden hin und her. Wir können es also, ohne willkürlich zu verfahren, bei medde bewenden lassen. Die etwaige Vermutung, dass eine mittlere flache Stelle zwischen mehreren anderen gemeint sein könnte, wäre nur der Berücksichtigung wert, wenn etwa mehrere ständig gebrauchte Furtten vorhanden gewesen wären, die zur Unterscheidung besonders hätten gekennzeichnet werden müssen; dafür ist aber keinerlei Anhalt geboten.

Ich neige zu der Auffassung, dass in „medde“ die alte deutsche Bezeichnung für Wiese: mede steht. Im Mittelniederdeutschen bezeichnet mede Grasland, im Westen Schleswig-Holsteins (Dithmarschen, Eiderstedt, Friesland) heißt dasselbe Land meed oder meedland. Auch in Flurnamen finden wir den Namen, z. B. Meedwisch (Heimarn), (vgl. Mensing, Wörterbuch). Im Englischen heißt die Wiese meadow.

Medde wade wäre also Wiesenland am flachen, der Überschwemmung ausgesetzten Ufer.

Dass so manche Versuche, Ortsnamen zu deuten, Versuche bleiben, statt unanfechtbare Tatsachen zu schaffen, ist begreiflich angesichts der so weit zurückliegenden Entstehungszeit der Namen (hier mindestens 700 Jahre) und ihrer ständigen Umformung in Aussprache und Schreibung. Ob ich also das Richtige getroffen habe, sei dahingestellt, ich glaube aber der Wahrscheinlichkeit mindestens nähergekommen zu sein. August Kasch (Reinbek).

Moritat und Bänkelgesang in Niederdeutschland

Unter dieser Überschrift veröffentlichte ich im Märzheft dieses Jahrgangs unserer Mitteilungen auf S. 24 eine Besprechung des bei Richard Hermes, Hamburg, erschienenen Buches von Max Kuckei, dem Leiter des Schleswig-Holsteinischen Volkslieder-Archivs. Ich machte dabei auf ein Päckchen alter Leierkastenlieder in unserem Schönberger Heimatmuseum aufmerksam und verwies auf Johannes Gosselk, der die Mecklenburgische Volksliedkommission ins Leben gerufen hat und in den Mecklenburgischen Monatsheften 1930, S. 379, einen Aufsatz über „Das Drehorgel-Lied auf seiner Wanderung durch Mecklenburg“ schrieb. Herr Gosselk bat sich darauf unsere kleine Sammlung, die sich inzwischen durch beachtenswerte Zuwendungen vermehrt hat, zur Durchsicht aus und äußert sich darüber in einer Zuschrift, die ich veröffentlichten darf. Er schreibt:

Ich habe mit einen Auszug aus 61 liegenden Blättern gemacht. Viele von ihnen waren schon bekannt. Die Fabriken, die sie vertrieben, sind immer dieselben. Die Juden Maier, Schilling, Benjamin, v. d. Linden, Bock und Reiche machten mit ihnen und dem Leierkastenverleihen sicher gute Geschäfte,

besonders nach 1870/71, als die Invaliden auf Betteln ausgingen, was orgeldrehend mehr Nachdruck hatte. Am meisten hat wohl der Schnellpressen-beitzer Kahlbrod, Hamburg, Hütten 63, Schlager nach Mecklenburg gebracht. Nach ihm jetzt seine Witwe das Geschäft fort. Herr L. Lüdow nimmt es als „Kahlbrod Nachfolger“ auf, und auch noch dessen Witwe preßt weiter und läßt sich von jüdischen Gelegenheitsdichtern „Die Neuesten“ liefern.

Aber nicht nur Hamburg überschwemmte uns mit den Drehorgelliedern. Sie kommen auch von Lübeck (hier ist es der Jude Böck, der sein Reppchen damit macht), Schwibus, Stralsund, Greifswald, Berlin usw. Von einem mecklenburgischen Leierlied können wir insofern sprechen, als mecklenburgische Verleger und Drucker beteiligt sind und der Inhalt der Reimereien sich auf mecklenburgische Verhältnisse bezieht. Als mecklenburgische Verleger sind genannt: Hinstorff (Wismar und Rostock), Boldt (Rostock), Kähler (Güstrow), ein Wartiner Drucker und andere. Bei C. Boldt erschien z. B. Mitte vorigen Jahrhunderts das Lied: „Wie durch rohe Leidenschaften jedes heilige Band zerreißt, das auf ewig sollte haften, die Geschichte stets beweist.“ Ein Lied einer graujiigen Moritat, endend mit dem Hochgericht. Eine vieljagende Bignette schließt den Sang, bei dem einem der Schauer so schön über den Rücken lief. Derselbe Verlag brachte heraus: „Schrecklicher Raubmord des Räuberhauptmanns Kordojé und seiner Bande, welchen sie in Frankreich an einer aus 11 Personen bestehenden Familie ausübten.“ Das war so der richtige Stoff für ein Drehorgellied! Breit ausgeponnen wird die Geschichte zunächst in Prosa. Dann folgt „Das Lied“. Es beginnt: „Der Glockengießer Waltarout, ein Mann von Kenntnis groß; die Zahl der Kinder war sehr groß. Sie lebten alle sorgenlos.“ Und nun werden sie gemurkt. Hinstorff, Wismar, druckte: „Schiffbruch des amerikanischen Dampfers Starry Banner mit 164 Menschen von Alexandria nach Newyork bestimmt. Derselbe ging infolge eines furchtbaren Orkans im Atlantischen Ozean mit 122 Menschen, Männer, Frauen und Kindern, welche auswandern wollten, zugrunde.“ Lied: „Glücklich, wer auf festem Lande friedlich seine Jahre lebt, und im treuen Herzensdrange für die theure Heimat strebt. Die sind wahrhaft zu beklagen, die in jung und alten Tagen schweifen hier und schweilen dort, Vaterland an keinem Ort!“ Anlaß zur Fabrikation eines Drehorgelliedes gibt z. B. „Die große Überschwemmung und Verwüstung durch die Sturmfluth der Ostsee am 13. November 1872.“ Bild: die Fluten gehen über ein Dorf. Drei schiefe Häuser, drei wackelige Bäume, drei Menschen — und drei Kälberköpfe schauen aus dem Wasser. Ich sehe das Bild auf dem Grabower Martinimarkt. Der „ganzlich erblindete“ Invaliden dreht den Leierkasten. Sein Weib dahinter zeigt mit dem Stock auf die aus den Fluten ragenden Menschenköpfe und kreischt, nein „singt“ nach „bekannter Melodie“ jetzt den Schluß eines langen Liedes: „Doch nur frisch den Blick nach oben, treue Helfer sind ja noch; Gabe muß den Geber loben, und der Trost ist immer da! Wieder tagt ein anderer Morgen, armes Herz, verzage nicht, Gott wird für die Seinen sorgen, Muth, bis einst das Auge bricht!“ So, nun war die Rückseligkeit vollständig. Das Lied fand schnellen Absatz. Daneben tauchte ja schon eins mit „Den drei Neuesten auf.“ Die kannte bereits Muskant Hafelkost bei der letzten Dorfmusik und ließ sie auf Wunsch Solo singen, und die einprägsame Melodie ging allen ins Ohr. Das eine hieß „De seute Marie.“ Von M. B. Schilling. Die ganz „Seute Marie“ ist in langen Locken mit schelmischem Blick im Bilde zu sehen. Das Lied ist nach unserer bekannten „Rosenpolka“ gedichtet. Wenn hier ein Putt mit Bohnen steht, um dor ein Putt mit Brüh, denn laat ic Brüh un Bohnen stahn un loop nah mien Marie.“ Schluß. „Duukt sic ein Nebenbuhler opp, un schwängelt bi de Deern, kriggt he den'n Putt mit Brüh an'n Klopp, he soll de Räß verliern.“ Auf demselben Blatt findet sich das vielfgesungene Lied „O bleib bei mir“, das Erl in seinem „Liederhort“ als Volkslied aufnahm. Es ist auch aufgeführt unter den „Volkstümlichen Liedern der Deut-

ischen.“ Böhme bemerkt dazu: „Wie die Blümlein draußen zittern“. Text von W. Sternau (Otto Inkermann), der 1843 in Magdeburg lebte. Die schöne Melodie hat der wackere Organist August Wagner 1851 in Demmin komponiert. Es steht die Komposition für Sologejang mit Klavierbegleitung zuerst im „Norddeutschen Liederalbum“, Teterow in Mecklenburg, Verlag von C. Topp 1851. Silcher nahm es 1852 als Volkslied in seiner Sammlung auf, von ihm wieder Böhme.

Von diesen sogenannten volkstümlichen Liedern finden sich auf den in Mecklenburg verbreiteten „Fliegenden Blättern“ recht viele. Sie waren zum Teil schon längst bekannt. Manchmal werden auch altüberlieferte Volkslieder im eigentlichen Sinne (S. „des Käabab Wunderborn“) zugrunde gelegt. Nach Text und Melodie besonders einprägsam, blieben sie leicht im Gedächtnis haften.

Das Drehorgellied kann nicht als Dichtung gewertet werden. Es ist flach, wirtschaftet mit billigen Wortwitzern und sucht rihrjelige Stimmung hervorzurufen. Es stellt sich auf einen niederen Massengeschmack ein. Der Ursprung ist oft dunkel. Dauchen die Namen der Gelegenheitsdichter auf oder lesen wir in den Ecken und Winkeln der „Fliegenden Blätter“ Anpreiungen dieser Art: „Wir bieten an: Sittengeschichte von Paris (bisher 12, jetzt 3 M.), Wiener und Berliner Nachleben, 6. und 7. Buch Moses“, dann wissen wir, daß fast immer jüdische Geschäftemacher dahinterstehen.

Johannes Gossel.

*

Als Herausgeber dieser Mitteilungen und derzeitiger Verwalter unseres Heimatmuseums möchte ich ein kurzes Nachwort hier anschließen. Wir sehen: das Kapitel „Leierkastenlieder“ ist nicht gerade erquicklich. Aber wir erfahren, wie unser Volk ehedem sein Sangesbedürfnis gestillt hat, und außerdem kann es vorkommen, daß zwischen allem Unrat doch ab und an eine Perle sich findet, die es lohnt, danach zu greifen. Darum wiederhole ich meine Bitte, bei Entrümpelung unserer Hausböden auf diesbezügliche „Flugblätter“ zu achten und sie mir für das Heimatmuseum zu übergeben. Bd.

Zeuge Krischan Holtfräter

Schößengericht in Rostock.

Um 1890.

— Sie sollen also nun als Zeuge vernommen werden. Wie ist Ihr Vorname?

— Krischan, Herr Amtsrichter.

— Vatersname?

— Holtfräter.

— Alter?

— Int dreijusföftigst.

— Konfession?

— Tja, Herr Amtsrichter, mit dei Konfeschon, dat's ion Saaf. Von rechtswägen bin ic jo Buer, äwerst ic heww mi dat tau Jehanni entseggt un heww min Gewäs minen Sähn äwergäwen un —

— Ach so, Sie verwechseln Konfession mit Profession. Ich meine, was Sie glauben.

— Tja, Herr Amtsrichter, ic glöw, dei Saaf ward woll gahn. Seihn's, min Sähn is jo 'n düchtigen Kirl, un sei, wat sijn Fru is, hett jo of' nen schönen Schilling mitbrocht —

— Aber Holtfräter, das kümmert uns hier ja nicht. Ich meine, welcher Kirche gehöören Sie an?

— Ich hür ton Bießlow.

— (Der Amtsrichter steht auf und geht hin und her. Wie soll er's klarmachen?)

— Glauben Sie an Gott?

— Doch, Herr Amtsrichter, wo fänen Sei einen ollen Minschen woll
so verfiehrn! Ob ic an'n leiven Gott glöwen dan? Wosör hollen Sei mi
denn?

— Nein, Holtfräter, ich meine, glauben Sie an Maria?

— Dat's son' Saaf, Herr Amtsrichter. Wi seggen jo man ümmer Ma-
rieien. Sei meinen doch dei Kaufdiern von minen Nahver?

— Nein, nein, Holtfräter, die meine ich nicht. Wir haben uns nicht rich-
tig verstanden. Kennen Sie Doktor Luther?

— Nee, Herr Amtsrichter, den' kenn ic nich. Wenn wi eins frank jünd,
gahn wie ümmer nah Doktor Meyern.

H. A. Stoll.

Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.

I. Ein Heimatkalender für 1944 kann auch in diesem Jahre
für das Land Radeburg nicht herausgegeben werden.

II. Die Sippe der Burmeister in Schönberg und ihre
Beziehungen zu unseren städtischen Grundstücken. — Unter dieser Überschrift habe ich in der Beilage zum "Schönberg-Rehnaer Anzeiger" eine Artikelreihe veröffentlicht und zwar bis jetzt in den Nummern 36, 53, 125 und 149. Zwei Fortsetzungen werden noch folgen, sodaß eine Arbeit von $6 \times 2 = 12$ Ganzseiten der Zeitung mit eingefügten Lichtbild-
aufnahmen der jeweils behandelten Wohnhäuser in der Oberen Marien-
straße vorliegt. Familiengeschichtliche Abhandlungen pflegen meistens über
den ursprünglich beabsichtigten Umfang hinauszugehen. So auch hier, wo
die Geschichte des Hauses Gründstück es ins Auge gefaßt werden sollte,
um damit überhaupt zur Anlage einer Haus-Chronik, wie ich sie
wiederholt in diesen Heften empfohlen habe, anzuregen. My house is my
castle — die Tommris wissen sehr wohl, daß sie uns mit ihren Terroran-
griffen auf unsere Wohnhäuser ins Herz treffen, aber sie sehen auch gerade
der ihnen in Aussicht gestellten Wiedervergeltung mit Bangen entgegen.
Vedenfalls sind meine "Hausgeschichten" nicht nur von der weitverzweigten
und über die Grenzen des Radeburger Landes hinausgewachsenen Sippe
Burmeister, sondern auch von mancher anderen Familie lebhaft begrüßt
worden, was daraus hervorging, daß man die "Blätter" für Freunde und
Verwandte, die nicht zu den Beziehern der Zeitung gehörten, zu haben
wünschte. Leider konnte nur mit verhältnismäßig wenigen Exemplaren ge-
dient werden. Ein Nachfordern hätte heute keinen Zweck mehr, denn die
Auflage ist restlos vergriffen und der Drucksaal eingeschmolzen. Ich möchte
darum einen Vorschlag machen.

Es wäre gut, wenn die zwölf Zeitungsseiten als Buch herausgegeben
würden. Zunächst ist ja ein Buch handlicher und, wenn hübsch gebunden,
auch vor dem Verderb geschützter als eine Hand voll loser "Anzeigen". Nun,
ich weiß wohl: zur Zeit ist eine Buchausgabe unmöglich. Aber wenn der
Krieg, an dessen für uns siegreichen Ausgang doch wohl kein Burmeister
zweifelt, nicht mehr hindert, dann werden wieder derartige Bücher gedruckt
erscheinen dürfen. Zum andern war meine Arbeit überhaupt nur erst als
ein Entwurf gedacht. Einzelne Irrtümer, die ja trotz aller Vorsicht nicht
zu vermeiden sind, aber meistens in den "Fortsetzungen" schon berichtigt
wurden, brauchten den Gang der Darstellung nicht wieder zu stören. Dar-
über hinaus würden Erweiterungen, wie sie uns fast täglich münd-
lich oder schriftlich zugehen, ihren Platz finden, desgleichen könnten alte

Familienbilder, die zu ihrer Vervielfältigung Kunstdruckpapier benötigen, sowie zum Teil doppelseitige „Situationspläne“ in geeigneter Weise eingeschoben werden. Kurz: es entstünde ein Buch, das den bereits vorhandenen oder in Angriff genommenen Familiengechichten der Kirchspiele Selmsdorf, Carlow, Herrnburg, Ziethen und auch den oft gebrauchten „30 Dörfern“, die ja bekanntlich unter Schönberg selbst nicht behandeln, an die Seite zu setzen wäre. Doch nun die Frage: Wer soll's machen? Ich selbst kann es nicht mehr. Aber ich möchte annehmen, daß mein Nachfolger im Schriftführeramt des Heimatbundes oder sonst jemand sich dazu bereit findet. Wer sich darüber hermacht, der möge im Archiv unseres Heimatmuseums nach einer Schachtel mit der Aufschrift „Zur Geschichte der Burmeister“ greifen. Sie enthält alles, was uns in dieser Angelegenheit bisher zugegangen ist und hoffentlich noch weiter zugehen wird.

Bd.

III. Die Faasch aus Schlag-Sülsdorf. — Von den acht bisher in Mecklenburg und vorwiegend im Lande Rügen ermittelten Stammfolgen des alten Bauerngeschlechtes, will ich heute von der aus Schlag-Sülsdorf berichten.

1630 wird in Sülsdorf Dettlof Faasch genannt, er geht über Gr.-Meist nach Schönberg, wo er am 10. 5. 1642 Trieren Ollroggen aus Boitin-Kesdorf heiratet. Am 1. 11. 1660 wird er begraben und hinterläßt 3 Kinder: 1. Jürgen (seine Tochter Margarethe ist 9. 1. 1672 geboren), 2. Marten, 3. Detloff, wird in Schlagsdorf am 11. 12. 1644 getauft (Vater ist Markus Menn aus Sülsdorf), er heiratet am 4. 11. 1673 Triene Landt aus Kuhlrade und kommt so auf die Stelle III in Kuhlrade.¹⁾ Er stirbt in Kuhlrade 16. 2. 1698 und hinterläßt 3 Kinder: 1. Jochen (geb. Kuhlrade 19. 4. 1686), 2. Triene (geb. Kuhlrade 3. 4. 1680, getr. Schlagsdorf 18. 10. 1698 mit Michel Schlatau und stirbt in Klein-Molzahn 12. 5. 1717), 3. Jochim, wird in Kuhlrade am 30. 9. 1677 geboren und heiratet am 27. 10. 1710 Triene Drevs. Er stirbt in Kuhlrade am 15. 5. 1717 und hinterläßt 2 Kinder: 1. Asmus (getr. 1. 4. 11. 1721 Triene Dorothe Ahrens; getr. 2. 29. 7. 1729 Thrien Holszra?), 2. Detloff, wird in Kuhlrade am 24. 9. 1711 geboren und zu Carlow am 8. 11. 1742 mit Abel Greth Heitmann getraut. Er stirbt 1792 und hinterläßt 4 Kinder: 1. Thrien Eisch (geb. Kuhlrade 4. 2. 1744), 2. Hans Cord (geb. Kuhlrade 10. 1. 1752), 3. Anna Thriene (geb. Kuhlrade 19. 9. 1757, † 2. 3. 1851), 4. Jochim Detloff, wird in Kuhlrade am 23. 3. 1749 geboren und heiratet 1. 29. 10. 1773 Anna Cathrien Crühsfeldt; 2. 16. 11. 1787 Trieren Lehn Drevs. Er stirbt in Kuhlrade 6. 9. 1818 und hat einen Sohn: Asmus Friederich, wird in Kuhlrade am 5. 7. 1781 geboren und heiratet zu Carlow am 2. 11. 1810 Trieren Greth Ahrendt. Er stirbt in Kuhlrade am 8. 11. 1839 und hinterläßt 2 Kinder: 1. Asmus (geb. Kuhlrade 1811, † Samkow 1896), 2. Jochim Heinrich, wird in Kuhlrade am 15. 9. 1834 geboren und heiratet zu Carlow am 22. 7. 1864 Maria Sophia Elisabeth Wendelborn. Die Stelle III in Kuhlrade wechselt 1878 seinen Besitzer und ein Schlatau übernimmt sie.²⁾ Er stirbt in Schönberg am 8. 9. 1899 und hinterläßt 8 Kinder: 1. Emma, 2. Luise, 3. Wilhelm (geb. Kuhlrade 10. 9. 1870, 1 Sohn, Wilhelm, in Hamburg 28. 9. 1906 geboren), 4. Rudolf (geb. Kuhlrade 26. 6. 1873, 2 Söhne, Heinrich geb. Hamburg 25. 8. 1908, Rudolf geb. Hamburg 11. 7. 1910), 5. Heinrich, 6. Anna, 7. Berta, 8. Auguste.

Durch den gegenwärtigen Krieg wurde die Forschungsarbeit unterbrochen, viele Lücken werden sich später schließen lassen. Evtl. Berichtigungen und Erweiterungen erbitte ich an die Anschrift: Rudolf Faasch, Hamburg 26, Oben Borgfelde 64.

¹⁾ Der umfangreiche Hausbrief und Vertrag befindet sich im Stover Amt Buch.

²⁾ Der Grund des Wechsels konnte bisher nicht ermittelt werden.

IV. D. St. im Felde. — Sie schreiben: „Der Name Anni Meideborg (Schönberg-Rehnaer Anzeiger Nr. 53, mittlere Spalte unter II) ist ein *Annachronismus*. Der Irrtum hat sich schon in Pastor Kriegers 1. Ausgabe (Nov. 1900) der „30 Dörfer“ eingeschlichen und führt auch diesmal bestimmt daher. „Anni“ ist eine Rosiform für Anna, die erst im ausgehenden 19. Jahrhundert in Gebrauch gekommen ist; für 1690 ist „Anni“ undenkbar! Es muß Anna heißen!!!“ — Nun ja, das wird schon so richtig sein. Also hätte das kleine Fräulein Anna Meideborg aus Samlow Stelle IV am 27. 2. 1690 den Baumann Heinrich Burmeister in Schönberg, einen Witwer und geboren 1653, gefreit und wäre von ihm Anna genannt worden. Aber heute dürfen wir alles, was auf Anna getauft ist, mit dem Rosennamen Anni beglücken. Herzlichen Dank und freundlichen Gruß!

Bd.

V. E. B. i. C. — Im Altonaer Museum (am Bahnhof) hängen Tabellen mit einer vom Direktor Dr. Stierling zusammengestellten Übersicht vorgeschichtlicher Getreidearten. Ich habe sie mir mal abgeschrieben und nehme an, daß Herr Dr. Stierling nichts gegen eine Veröffentlichung in unseren Mitteilungen hat.

- Seit der jüngeren Steinzeit:
 Zweizeilige Gerste (Hordeum distichon).
 Vierzeilige Gerste (Hordeum vulgare).
 Sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichon).
 Rispengräser (Panicum miliaceum).
 Kolbenhirse (Setaria italica).
 Einkorn (Triticum monococcum), Quede.
 Emmer (Triticum dicoccum).
 Zwergweizen (Triticum compactum).
 Seit der Bronzezeit:
 Dinkel oder Spelz (Triticum spelta).
 Rauhhäfer (Avena strigosa).
 Flughäfer (Avena fatua).
 Saathäfer (Avena sativa).
 Seit der Eisenzeit:
 Roggen (Secale cereale).

Bd.

VI. Jubiläumsgabe für das Heimatmuseum.

1943.				
10. 4.:	Bauer Joachim Möller, Lindow	.	.	6,20 Mf.
10. 4.:	Rektor Heinrich Maasch, Küknitz	.	.	21,50 "
12. 4.:	N. N., Schönberg	.	.	20,— "
12. 4.:	Ministerialrat Dr. K. E. Maring, Schwerin	.	.	20,— "
15. 4.:	Drogist Heinrich Brinck, Stokelsdorf	.	.	2,— "
15. 4.:	Landmann August Spehr, Pinnow	.	.	10,— "
15. 4.:	Fran Alma Böslke, Küstrin	.	.	10,— "
15. 4.:	Rolf Clasen, Bad Schwartau	.	.	7,— "
15. 4.:	Paul Brandt, Köln-Müngersdorf	.	.	6,70 "
15. 4.:	Übersteuerinspektor Albert Hagen, Rostod	.	.	10,— "
15. 4.:	Tischlermeister Alfred Arndt, Schlutup	.	.	16,70 "
4. 5.:	Bäckermeister A. Müller, Bad Doberan	.	.	20,— "
7. 5.:	Kunst- und Altertumsverein Güstrow	.	.	10,— "
7. 5.:	Fräulein Herta Heuer, Schwerin	.	.	10,— "
7. 5.:	Fr. Mathilde Wenzel, Oberschullehrerin, Neustrelitz	.	.	10,— "
17. 5.:	H. A. Stoll, Deutsche Botschaft, Rom	.	.	50,— "
6. 10.:	Fräulein Elise Wigger, Bad Schwartau	.	.	10,— "

Zusammen: 240,10 Mf.

Wiederum herzlichen Dank. Wenn wir nur erst so bauen könnten, wie wir möchten!

Bd.

Mitgliederverzeichnis

(Fortsetzung vom Novemberheft 1942)

		Mitglied seit:
833.	Staatsangestellter John Callies, Hamburg	1942
834.	Maschinen-Ing. Wilhelm Gundlach, Hagen-Haspe	1942
835.	Kaufmann Emil Aley, Lübeck	1943
836.	Malermeister Otto Schapert, Grevesmühlen	1943
837.	Lehrer Johannes Gossel, Seestadt Rostock	1943
838.	Kaufmann Christian Egert, Schönberg	1943
839.	Frl. Herta Heuer, Schwerin	1943
840.	Frau Grete Schwenn, Bad Schwartau	1943
841.	Frl. Mathilde Wenzel, Oberschullehrerin, Neustrelitz	1943
842.	Lehrer Bernhard Kohlhase, Gr.-Quassow	1943
843.	Studienrat Hans Bötz, Schwerin	1943
844.	Lehrerbildungsanstalt Güstrow	1943
845.	Justizinspektor H. Braasch, Leitmeritz	1943
846.	Kaufmann Helig Oldenburg, Frankfurt (Main)	1943
847.	Frau Oberarchivdirektor Dr. Stuhr, Schwerin	1943
848.	Stabsarzt Dr. Karl Heinz Meier, Rostock	1943

Chronik des Vereins

Am 8. April 1943 starb Johann Ahlwardt, der Hauswart unseres Heimatmuseums, im eben vollendeten 83. Lebensjahr. Er stammte aus Ollendorf b. Schönberg, wo er 15. 2. 1861 geboren wurde, und war gelernter Schuhmacher. Wir übernahmen ihn, als wir am 8. Mai 1931 das frühere Mädchenschulhaus bezogen hatten, einmal, weil er in dem Hause als bisheriger Schuldienster genau Bescheid wußte, zum anderen, weil wir seine Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung kannten. Seine Frau Maria geb. Strohark stand ihm treu zur Seite, solange sie konnte. Ihr Geburtsort (* 11. 12. 1861) war Glegow b. Rehna. Am 8. 5. 1935 konnte das Ehepaar seine Goldene Hochzeit bei uns im Museum feiern. Ein Jahr darauf am 18. 9. 1936 starb Frau Ahlwardt an den Folgen eines Unfalls. Zunehmende Alterschwäche wurde dem Mann im vergangenen Winter bei der Betreuung unserer Räumlichkeiten hinderlich, und nach seinem Tode unterblieb die Sauberkeit überhaupt, sodass wir gezwungen waren, unser Museum für den öffentlichen Besuch zu schließen. Nur in Ausnahmefällen übernahm der Museumsleiter die Führung. — Am 10. November 1943 bezog Frau Olga Möller geb. Timm, bisher Wallstraße 11, unsere Hauswartwohnung „An der Kirche“ Nr. 8. Ihr Mann Wilhelm Möller, der jetzige Hauswart, ist gelernter Tischler. Er steht noch im Heeresdienst. Zu geeigneter Zeit wird eine gründliche Reinigung unserer Zimmer sowie eine Überholung der Sammlungen vorgenommen werden, sodass, wenn nicht unvorhergesehene Zusätze eintreten, im kommenden Frühjahr unser Heimatmuseum wieder gezeigt werden kann.

Am 8. Mai (Sonnabend) 1943 hatten wir in „Spehrs Hotel“ (C. Fründt) unsere erste Mitgliederversammlung in diesem Jahre, die von

40 Personen besucht war. Kassenwart und Schriftführer verlaufen ihre Jahresberichte. Darauf hielt Herr Lehrer Gossfeld-Rostock einen Vortrag mit farbigen Lichtbildern über das Thema „Aus 700 Jahren Rostocker Geschichte“. Nach der üblichen Kaffeepause las uns Herr Rektor Meeze das Kapitel „Maidag“ aus dem Buch „Was mein einst war“ von Johannes Gossfeld vor.

Am 20. Mai (Donnerstag) 1943 ging im Boheschen Gesellschaftshause nach langer Pause unter dem Titel „Herdabend“ wieder eine öffentliche Veranstaltung vor sich. Es las der bekannte und berühmte plattdeutsche Vortragkünstler Hans Langmaack aus Hamburg. Der Schönberger Gesangverein leitete die beiden Vortragsguppen mit plattdeutschen Männerhören ein. Der Besuch hätte stärker sein können, doch wurden die Unkosten gedeckt.

Am 19. Juni (Sonnabend) 1943 hatte unsere alte Spielchar auf der Boheschen Bühne sich nach langer Zeit wieder zusammengefunden. Es wurde „Up Starkenhannel“, ein lustig Spill in 4 Tönen von Elisabeth Schröder, gegeben, ein Stück, das den Hauptdarstellern noch vom 21. 3. 1936 her im Gedächtnis haftete, wo es bereits von ihnen bei uns, sowie in Carlow und Selmsdorf, aufgeführt worden war. Diesmal sollte die Gesamteinnahme nach Abzug der unumgänglichsten Unkosten dem Deutschen Roten Kreuz überwiesen werden. Der Besuch war außerordentlich stark. Leider ließ sich eine Wiederholung nicht ermöglichen, was allgemein bedauert wurde. An das Rote Kreuz sind 650,— RM abgeschickt.

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Sonnabend, den 11. Dezember 1943, abends 8 Uhr
in „Spehrs Hotel“ (C. Gründt):

II. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen
2. Frl. Liselott Wagener von der Kreisbildstelle führt uns Gemälde von Professor Ernst Vollbehr in farbigen Lichtbildern vor, darunter auch Bilder aus Schönberg und Umgegend.
3. Wir lesen uns ein lustiges Kapitel aus dem Buche „Bunte leuchtende Welt“ von Ernst Vollbehr.

IV
 (Ex.) im Felde. — Sie schreiben: „Der Name Anni Meideborg
 naer Anzeiger Nr. 53, mittlere Spalte unter II) ist ein
 m u. s. Der Irrtum hat sich schon in Pastor Krügers 1. Aus-
 der „30 Dörfer“ eingeschlichen und röhrt auch diesmal be-
 ni“ ist eine Koseform für Anna, die erst im ausgehenden
 Gebrauch gekommen ist; für 1690 ist „Anni“ undenkbar!
 !!!“ — Nun ja, das wird schon so richtig sein. Also
 hätte Anna Meideborg aus Samtow Stelle IV am
 27. 2. und ge-
 heute die
 Anni beg.
 V. E. B.
 mit einer vo.
 geschichtlicher
 an, daß Herr
 Mitteilungen ha.
 Seit der j.
 Zweizeilige
 Vierzeilige
 Sechszeilige
 Rispenhirse (P.
 Kolbenhirse (Sei.
 Einkorn (Triticum
 Emmer (Triticum
 Zwergweizen (Triticum
 Seit der Bronzezeit:
 Dinkel oder Spelz (Tr.
 Rauhafer (Avena strigosa).
 Flughäfer (Avena fatua).
 Saathäfer (Avena sativa).
 Seit der Eisenzzeit:
 Roggen (Secale cereale).
 VI. Jubiläumsgabe für die
 1943.
 10. 4.: Bauer Joachim Möller, Lindow.
 10. 4.: Rector Heinrich Maatz, Rüdnitz.
 12. 4.: N. N., Schönberg.
 12. 4.: Ministerialrat Dr. K. E. Marung.
 15. 4.: Drogist Heinrich Brüder, Stockelsdorf.
 15. 4.: Landmann August Spehr, Pinnow.
 15. 4.: Frau Alma Böcker, Küstrin.
 15. 4.: Rolf Clasen, Bad Schwartau.
 15. 4.: Paul Brandt, Köln-Müngersdorf.
 15. 4.: Obersteuerinspektor Albert Hagen, Rostock.
 15. 4.: Tischlermeister Alfred Arndt, Schlutup.
 4. 5.: Bädermeister A. Müller, Bad Doberan.
 7. 5.: Kunst- und Altertumsverein Güstrow.
 7. 5.: Fräulein Herta Heuer, Schwerin.
 7. 5.: Fr. Mathilde Wenzel, Oberschullehrerin, Neustrelitz.
 17. 5.: Dr. A. Stoll, Deutsche Botschaft, Rom.
 6. 10.: Fräulein Elise Wigger, Bad Schwartau.

Zusammen
 Wiederum herzlichen Dank. Wenn wir nur erst so bauen können,
 wir möchten!

